

**DER
LANDSER**

Österreich S 20,-
Schweiz sfr 2,50

Italien L. 2200,- Spanien Ptas 190,-
Niederlande flk 2,75

2,50 DM

Erlebnisberichte zur **1807**
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

ERSTAUSGABE

W. BORCHER

Der Totenwald von Bialowieza

Sommer 1941. – Deutscher Angriff auf die Sowjetunion. –
Szenen vom Kampf der Infanterie zu Beginn des Feldzuges



Scan & Korrektur: Keulebernd

Eichenlaubträger des Heeres



Rudolf Krüger

wurde am 4.11.1911 in Leipzig geboren. Ab 1939 nahm er an den Feldzügen in Polen, Frankreich (1940) und im Osten (1941) teil. Während der Schlacht um Kiew zeichnete er sich als Oberfeldwebel und Zugführer in der 6.^{*}/Infanterieregiment (IR) 32 der 24. Infanteriedivision besonders aus und erhielt am 5.10.1941 das Ritterkreuz. Im Anschluß daran zum Offizier befördert, folgten Einsätze im Kampf um die Halbinsel Krim, die Festung Sewastopol, vor Leningrad, bei Nowel und an der Kurlandfront. Dort führte er als Hauptmann die 5./Grenadierregiment (GR) 32. Nach weiteren herausragenden soldatischen Taten wurde ihm am 22.4.1945 das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen. Leider fehlen hierfür die Unterlagen im Bundesarchiv. Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft lebte er in seiner mitteldeutschen Heimat, wo er auch verstarb.

R. S.

* Kompanie

Der Totenwald von Bialowieza

Sommer 1941. – Vormarschkämpfe in der Sowjetunion



Über 3 Millionen deutsche Soldaten waren am 22. Juni 1941, ab 03.15 Uhr, zum Angriff auf die Sowjetunion angetreten – darunter auch jene, von denen im vorliegenden Band die Rede ist. Sie gehörten zur Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall von Bock, und wie alle anderen von den Heeresgruppen Nord und Süd erwartete sie im sowjetischen Grenzland jenseits des Bug, des Narew und des Njemen eine Landschaft, deren Feindseligkeit alle Erwartungen weit übertreffen sollte. Neben den Pripjet-Sümpfen im Süden und der Waldwildnis von Augustowo nördlich von Bialystok war es das Urwaldgebiet von Bialowieza, das sich in schier unendlicher Weite den deutschen Angriffsverbänden wie ein uneinnehmbares Bollwerk entgegenstellte. Was in

Friedenszeiten nirgendwo in der Heimat geübt werden konnte, wurde nun zu einer schrecklichen Realität. Kein Panzer, kein Sturmgeschütz und selbst Fliegerverbände konnten in dieser Urweltregion keine Unterstützung gewähren, und so war es den Infanteristen vorbehalten, einen Kampf von beispielloser Härte zu führen. Jeder Schritt in den verfilzten, von einem unsichtbaren Feind besetzten Dickichten konnte schon in der nächsten Sekunde alles zu Ende gehen lassen: ein Tritt auf eine der teuflischen russischen Schützenminen oder die Kugel eines Scharfschützen, die überall in den Baumwipfeln auf ihre Opfer lauerten. Wie der »Frontalltag« für die Feldgrauen jener Tage aussah, hat der Autor auf den folgenden Seiten zu schildern versucht.

K. B.

Der historische Hintergrund

Am 22. Juni 1941 trat die deutsche Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall von Bock mit 31 Infanteriedivisionen, 7 mot.-Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 9 Panzerdivisionen zum Angriff auf die Sowjetunion an.

Das operative Ziel der Heeresgruppe war weit gesteckt. Die Heeresgruppe sollte auf ihren Flügeln starke Kräfte vorantreiben, die russischen Verbände in Weißrußland zersprengen und mit schnellen mot.-Verbänden den Raum südlich und nördlich von Minsk erreichen.

Gelang es, auf Grund dieser Operation die Stadt Smolensk einzunehmen – hier begann die Rollbahn nach Moskau –, galt es, mit schnellen Panzer- und Infanterieverbänden die Verbindung mit der Heeresgruppe Nord aufzunehmen und die dort kämpfenden sowjetischen Verbände im Raum Leningrad

einzukesseln.

Der deutschen Heeresgruppe Mitte stand auf sowjetischer Seite eine etwa gleichstarke Kräftegruppierung unter dem Befehl von Marschall Timoschenko gegenüber: 38 Schützendivisionen, 8 Kavalleriedivisionen und 12 mot.-mech.-Panzerbrigaden. Zwei Drittel dieser Kräfte lagen im Grenzraum von Bialystok, das letzte Drittel bei und vor Minsk.

Diese gewaltige Streitmacht traf der deutsche »Blitz« völlig unvorbereitet und mit der ganzen Wucht eines technisch und organisatorisch bis ins Detail geplanten Angriffsschlages.

Die sowjetischen Grenzbefestigungen wurden schon im ersten Sturm Lauf niedergekämpft. Kam es da und dort dennoch zu erbittertem Widerstand, griff die deutsche Luftwaffe ein, und dann heulten Bomben zur Erde herab.

Die meisten sowjetischen Grenzlanddivisionen gerieten in Panik. Für zusätzliche Verwirrung sorgten sich schnell ausbreitende Gerüchte. So hieß es unter anderem, die sowjetische Westfront sei total zusammengebrochen. Moskau denke bereits an Kapitulation. Millionen von Soldaten und Zivilisten hatten den staatlichen Rundfunk eingeschaltet. Sie warteten auf eine Erklärung Stalins, des sowjetischen Oberbefehlshabers. Doch Moskau hatte Funkstille.

Die Moral der sowjetischen Grenztruppen erreichte einen Tiefstand, wie er schlimmer nicht hätte sein können. Von hohen Menschen- und Materialverlusten war die Rede. Vor allem bei den Infanterieeinheiten, die den Angriffen der deutschen Panzer- und Artilleriewaffe mehr oder minder schutzlos ausgesetzt waren. Ganze Regimenter lösten sich auf. Tausende von Zivilisten flohen, verstopften die wenigen Rückzugsstraßen. Ziel des militärischen und zivilen Rückzugsstromes war die Beresina. Dort, hoffte man, gab es Auffangräume, eine starke Widerstandslinie, an der sich die vorwärtsdrängenden Deutschen die Köpfe einrennen würden.

Im Gefechtsstand des IV. russischen Korps wartete Generalmajor Potaturtschew, Kommandeur einer Panzerbrigade, auf den Kommandierenden General, Hotzkilewitsch*.

Potaturtschew tat das schon über eine Stunde. Endlich fuhr vor dem Gefechtsstand ein Wagen vor. Der diensthabende Ordonnanzoffizier rannte zur Tür des Blockhauses, blickte nach draußen und rief:

»Der Genosse Kommandierender General!«

Generalmajor Hotzkilewitsch betrat den Gefechtsstand. Sein gerötetes Gesicht zuckte, als er den Gruß des Divisionskommandeurs erwiderte. Er warf seine Mütze auf den Tisch und sah Potaturtschew mit einem Blick an, als seien ihm alle Felle weggeschwommen.

»Gibt es Probleme, Genosse Kommandierender?«, fragte der Brigadekommandeur.

Hotzkilewitsch wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

»Ich komme eben von der Armee. Potaturtschew, wir haben Krieg mit Deutschland.«

Im ersten Moment glaubte Generalmajor Potaturtschew, sich verhört zu haben. Krieg mit Deutschland? Es stimmte also doch, was man sich hinter vorgehaltener Hand zugeflüstert hatte. Das nämlich: daß die deutschen Armeen an den sowjetischen Grenzen aufmarschiert seien.

»Was für Befehle haben Sie für mich?« fragte der Kommandeur der 4. russischen Panzerbrigade.

»Gar keine«, antwortete der Kommandierende General. »Wir müssen warten.«

Potaturtschew zog die Stirn in Falten. »Der Krieg ist ausgebrochen, und wir sollen warten? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?«

* Nach sowjetischen Dokumentationen

In diesem Augenblick trat ein Offizierskurier in den Raum. Er übergab dem Kommandierenden General einen Umschlag. Absender: Oberkommando der Westfront.

Der Generalmajor drehte das Kuvert unschlüssig zwischen den Fingern. Dann sagte er:

»In diesem Kuvert befindet sich wahrscheinlich der Mobilmachungsbefehl.«

»Und?« fragte Potaturtschew. »Öffnen Sie es doch.«

Hotzkilewitsch schüttelte den Kopf. »Ich darf das Kuvert erst öffnen, wenn das Kodewort durchgegeben wird. Befehl der Armee.«

»Aber Sie kommen doch eben von der Armee«, wendete Potaturtschew ein.

Der andere zuckte mit den Schultern. »Trotzdem. Ich muß das Kodewort abwarten. Befehl des Hauptquartiers, damit keine Irritationen entstehen.«

»Das ist ja nicht zu fassen«, erregte sich Potaturtschew. »Da haben die Deutschen sicherlich schon unsere Grenzen überschritten, und wir warten auf das Kodewort.«

»Befehl ist Befehl«, sagte Hotzkilewitsch eisig. »Wenn ich dem Befehl zuwiderhandle, mache ich mich strafbar.«

Sein Gegenüber schwieg betroffen.

Zwei Stunden später stand er wieder vor seinem Chef. Es war mittlerweile 4 Uhr morgens geworden.

»Das Kodewort ist da«, erklärte Hotzkilewitsch und öffnete das Kuvert. Er runzelte die Stirn, las und sagte:

»Befehl 10. Armee: Alarm! Vorgesehene Stellungen sind unverzüglich zu beziehen.«

In Potaturtschews Gesicht spiegelten sich Unverständnis und Ratlosigkeit. »Ist das alles? Vorgesehene Stellungen beziehen?«

»Habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt?«

Potaturtschew gab sich mit dem sogenannten Mobilmachungsbefehl nicht zufrieden. »Was heißt das, vorgesehene

Stellung beziehen?« bedrängte er den Korpskommandeur. »Soll das etwa heißen, daß wir keinen Gegenangriff fahren?«

»So ist das«, erwiderte Generalmajor Hotzkilewitsch. »Und im übrigen werden Sie die Befehle der Armee ausführen. Ist das klar?«

Potaturtschew nickte und stürmte wütend aus dem Korpsgefechtsstand.

*

Der Bataillonsgefechtsstand lag in einer Talsenke. Drei Bauernhäuser am Südhang. Ein paar Obstbäume. Niedriges Gestrüpp. Die einzelnen Führungsorgane des Bataillons lagen verstreut in Fliegerdeckung. Unter den Obstbäumen, in tiefen Schützenlöchern, die Fernsprecher. Sie hatten die Drahtverbindung zu den vordersten Kompanien schon hergestellt.

Oberleutnant Thissen*, Chef der 4. Kompanie, hörte, wie die Fernsprecher ab und zu die Leitungen überprüften. – Hier Siegfried eins. Ist dort Marianne drei? – Bitte Leitungsprobe. Zurückkläuten. – Danke. Ruf kommt an. – Ende.

An der feindwärts abgewandten Seite eines Hauses lagen die Funker auf Zeltplanen und dösten vor sich hin. Die Meldestaffel hatte der Ordonnanzoffizier so gut verteilt, daß Thissen sie nicht erkennen konnte. Und der Pkw der Panzerjäger stand, ebenfalls gut getarnt, an einer Hauswand.

Oberleutnant Thissen wandte den Blick nach links. Ein Obergefreiter vom Infanteriegeschützzug lief eilig und wichtigtuend mit einem E-Messer (Entfernungsmesser) durch die Talmulde. Am Helm trug er Blätter und Zweige, die mit einem Gummiring festgehalten wurden.

Thissen schmunzelte. Das sah alles ein bißchen zu

* Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet

kriegsmäßig aus, als daß es echt gewirkt hätte. Aber es war echt. Gefechtswidrig verhielten sich eigentlich nur die Offiziere, die rauchend und palavernd herumstanden und so taten, als gehe das Regiment nicht in einen schweren Angriff, sondern befinde sich auf irgendeinem Truppenübungsplatz.

Inzwischen waren alle Kompaniechefs im Bataillonsgefechtsstand eingetroffen, hatten ihre Bereitstellung gemeldet, und Major Türk, der Bataillonskommandeur, hatte die Meldungen mit gespielter Ruhe und Gelassenheit entgegengenommen.

Jetzt winkte er die Kompaniechefs herbei und sah auf sein Handgelenk. »Meine Herren, Uhrenvergleich«, rief er. »Es ist genau – zehn Uhr einundzwanzig Minuten. Angriffsbeginn Punkt elf Uhr.«

Automatisch sahen alle auf die Uhren. Blödsinn! Man hatte die Zeit schon viermal verglichen.

In der Ferne kleckerten einige Maschinengewehre. Es waren russische. Hin und wieder war auch das Bersten einer Granate zu hören. Ansonsten herrschte eine fast friedliche Stille.

Oberleutnant Hesse, Chef der Reservekompanie, großgewachsen, schlacksig, mit einem Asketengesicht, trat neben Thissen. »Alles da! Eigentlich fehlt nur noch der Schiedsrichter, der diese Offiziersversammlung mit einem Knallkörper auseinandersprengt.«

Hesse hatte nicht laut gesprochen. Aber Major Türk bekam die spöttische Bemerkung dennoch mit.

»Sie haben ganz recht, Herr Hesse«, wandte er sich an den Chef der Reservekompanie. »Ein Saustall ist das! Los, meine Herren, sehen Sie zu, daß Sie zu Ihren Kompanien kommen. Und für den Angriff: Hals und Beinbruch!«

Hesse zog Thissen mit sich fort. Sie waren seit langem befreundet und hatten beide bei demselben Bataillon den Frankreichfeldzug mitgemacht.

»Was hältst du von der Sache? Rauchen wir noch eine? Du

hast noch etwas Zeit«, sagte Hesse.

»In Ordnung. Felix. Gehen wir rüber zum Nordhang.« Dort lag die 4. Kompanie. Stand man oben auf dem Hang, konnte man fast den ganzen Bataillonsabschnitt übersehen, der im Osten wieder auf eine Anhöhe stieß. Auf der gegenüberliegenden Seite saßen die Russen in einer Bunkerstellung. Ein Stoßtrupp, der aber abgewiesen worden war, hatte eine ganze Reihe von Bunkern entdeckt. Eigentlich waren es mehr Kampfstände als Bunker. Mit MG- und Pak^{*} bewehrt. Davor ein tiefgestaffeltes System ausgefuchster Drahthindernisse. Wahrscheinlich hatten die Sowjets auch Minen ausgelegt.

»Was meinst du, wieviel Russen in den Bunkern liegen?« fragte Hesse seinen Freund.

»Keine Ahnung. Soviel ich weiß, hat niemand eine Ahnung. Aber der Major sagte, diese Bunkerlinie versperre der Division den Weg. Also muß sie weg.«

»Ich habe Türk im Verdacht, daß er mehr über die Lage und diese Bunkerlinie weiß, als er zugibt«, sagte Thissen und riß einen Grashalm aus, den er durch die Zähne zog.

»Er war genau zwei Stunden bei der Division«, sagte Hesse. »Zwei Stunden! Ich kann mir nicht vorstellen, daß er da nichts Genaueres erfahren haben soll. Aber vielleicht will man oben nicht, daß wir alles erfahren.«

»Möglich«, sagte Oberleutnant Thissen. Er zündete zwei Zigaretten an und gab Hesse eine. Dann saßen sie da und blickten den Hang hinab, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Es war ihr erstes wirkliches Gefecht auf russischem Boden. Bisher waren sie nur marschiert, marschiert. Gewiß, es gab ein paar kleine Gefechte, die schnell erledigt wurden. Die Russen standen nicht, setzten sich meist schnell, fast fluchtartig ab. Doch nun schien es ernst zu werden.

Die beiden Oberleutnants lagen mit ihrem Verdacht, ihr

* Panzerabwehrkanonen

Bataillonskommandeur wüßte mehr, als er zugeben wollte, ganz richtig. Es war aber nicht die Schuld von Major Türk, daß er sein Wissen nicht den Kompaniechefs weitervermittelt hatte, denn ein Divisionsbefehl hatte es ihm verboten. Und die Division war wieder an einen Befehl des Korps gebunden, das der Ansicht war, die Truppe brauche nur soviel über die Lage zu wissen, wie unbedingt notwendig sei. Ein Standpunkt, der gewiß seine Berechtigung hatte.

Was jeder in der Division und in den Bataillonen wußte, war dies: Das Korps hatte den Auftrag, mit der 197. Infanteriedivision in Richtung Bialowiezer Forst vorzustoßen. Weiter war bekannt, daß sich der Russe in mehreren Bunkerlinien zur Verteidigung eingerichtet hatte und, nach Gefangenenaussagen, willens war, keinen Schritt Boden preiszugeben. Man wußte sogar noch ein wenig mehr: daß die Division nämlich der 445. Gardeschützenbrigade gegenüberlag, die angeblich von entschlossenen Offizieren und Kommissaren geführt wurde.

Inwieweit der Russe außer der Schützenbrigade noch weitere Kräfte zur Verfügung hatte, war unbekannt. Luftaufnahmen zeigten jedoch in der Nähe der Ortschaft Gorodki einen Panzerbereitstellungsraum. Inwiefern diese Panzer etwas mit der Verteidigung der Bunkerlinie zu tun hatten, entzog sich der Kenntnis der Division.

Das Ziel des Bataillons war, in die Bunkerlinie eine Bresche zu schlagen und bis zur Ortschaft Gorodki vorzustoßen. Zur Unterstützung dieses Angriffs hatte die Division ihre gesamte Artillerie bereitgestellt, die, falls notwendig, die Bunker sturmreif schießen sollte. Außerdem standen drei Sturmgeschütze bereit, die dann zum Einsatz kommen sollten, wenn es gelungen war, eine Lücke zu schlagen.

Das war die große Lage, von der Oberleutnant Thissen und Hesse nichts wußten. Ob das ein Vorteil oder ein Nachteil war, würde sich noch herausstellen.

Hesse, immer ein wenig pessimistisch, meinte. »Wir können von Glück reden, daß wir bisher so glimpflich davongekommen sind. Zwei Drittel unserer Leute waren noch nicht im Gefecht.«

»Stimmt«, pflichtete Thissen dem Freund bei. »Und der Major hat auch keine Fronterfahrung. War lange Zeit Führerreserve bei der Armee. Komisch, ich habe immer ein schlechtes Gefühl, wenn einer wie er die Frontpraxis nicht kennt.«

Hesse schnippte die Asche von seiner Zigarette und erwiderte:

»Türk macht mir kein Kopfzerbrechen. Viel kann er nicht vermessen. Entweder er kommt mit seinem Bataillon durch die Bunkerlinie oder nicht.«

Sie schwiegen wieder, überließen sich ihren Gedanken und rauchten.

Nach einer Weile sagte Hesse: »Ich glaube, jetzt wird's für mich Zeit.« Er sah auf seine Armbanduhr. »In dreißig Minuten wird angegriffen. Also, bis später.«

»Bis später.«

Oberleutnant Thissen setzte seinen Stahlhelm auf und ging langsam den Hang hinunter, während Hesse zum Bataillonsstab zurückkehrte.

*

Potaturtschews Panzer standen abmarschbereit. In diesem kritischen Stadium gab es die ersten Pannen. Etwa fünfhundert Mann fehlten, wie sich herausstellte, waren in Urlaub, auf Lehrgängen, Abkommandierungen.

Potaturtschew tobte. Als er schließlich auch noch die Meldung erhielt, daß Treibstoff fehle und über die Hälfte der einsatzfähigen Panzer nicht vollgetankt seien, platzte ihm der Kragen. Er stieg in seinen Geländewagen, fuhr von einer

Einheit zur anderen, brüllte die Kommandeure an und drohte mit Kriegsgerichtsverfahren. Sein Verband, Speerspitze des westlichen sowjetischen Grenzbezirks, war praktisch nur noch ein Torso.

Trotzdem setzte sich der Verband in Bewegung. Schon nach etwa zehn Kilometern Marsch tauchten am Himmel deutsche Stuka*, Jäger und Zerstörer auf, Verbände des II. deutschen Fliegerkorps, deren Aufgabe es war, die vorpreschende Panzergruppe 2 des Generalobersten Guderian zu unterstützen, ihr den Weg freizubomben.

Noch ehe bei dem sowjetischen Verband Fliegeralarm gegeben werden konnte, heulten am Himmel Motorsirenen, stürzten Stuka auf die Panzerkolonne. Bomben rauschten zur Erde nieder. Obgleich die Panzer ins Gelände auswichen, hatten sie keine Chance. Zahlreiche T 26 und drei KW-Panzer wurden das Opfer des Stuka-Angriffs. In Flammen gehüllt, brannten sie aus.

Spätestens jetzt wußte Potaturtschew, was noch auf ihn und seinen Verband zukommen würde. Aus einem mitgehörten Funkspruch der Armee erfuhr er auch noch, daß sich die deutschen Panzerspitzen Minsk näherten.

Nachdem sich die Bataillone und Regimente wieder gesammelt hatten, um den durch den Fliegerangriff unterbrochenen Marsch fortzusetzen, erreichte den General ein Funkspruch des Korps. Es befahl, daß sich Panzer- und Schützenregimente zu trennen hätten. Die Infanterie erhielt den Befehl, sich im Eilmarsch an die bedrohten Narew-Übergänge zu begeben, während die Panzerregimente in Richtung Grodno weiterrollen sollten, um sich dort den deutschen Panzern entgegenzuwerfen.

Potaturtschew verstand die Welt nicht mehr. Was ging wohl in den Gehirnen der obersten Führung vor sich? Da wird ein Panzerverband auseinandergerissen und stückweise zur

* Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87

Verteidigung eingesetzt, statt schwerpunktmäßig in den Kampf einzugreifen.

Eine Stunde später erhielt der General einen zweiten Funkspruch. Darin wurde allen sowjetischen Truppen des Grenzbezirks die erste Order aus dem Moskauer Hauptquartier übermittelt. Diese lautete: »Die Truppen haben sich mit allen Kräften und Mitteln auf die feindlichen Kräfte zu werfen und sie dort zu vernichten, wo sie die sowjetische Grenze überschritten haben. Die Fliegerkräfte insbesondere haben ihre Angriffe über deutschem Gebiet bis in eine Tiefe von einhundertfünfzig Kilometer vorzutragen.«

Bittere Ironie, denn die deutschen Truppen standen bereits fünfzig Kilometer auf russischem Boden!

*

Die Hölle raste. Ihr Mechanismus funktionierte mit makabrer Beharrlichkeit. Über vierzig Geschütze feuerten!

Der Reflex der unheilvollen Ereignisse spiegelte sich deutlich in den Gesichtern der Grenadiere, die, gepackt mit Handgranaten, geballten Ladungen, Flammenwerfern und Minen, dem Angriffssignal entgegenfieberten.

Aber auch die Regiments- und Bataillonskommandeure lauschten mit sorgenvollen Mienen auf das deutsche Artilleriefeuer, beobachteten mit der Schere^{*} und dem Fernglas die Wirkung des Feuers. Im ununterbrochenen Donner der Einschläge waren die Abschüsse und das Heranpfeifen der Geschosse nicht mehr zu hören.

Oberleutnant Thissen duckte sich in seinem Deckungsloch und starrte abwechselnd auf die Bunkerlinie, wo die Russen dem deutschen Vernichtungsfeuer ausgeliefert waren, und dann wieder auf seine Armbanduhr.

Sieben Minuten dauerte die Feuervorbereitung, dann mußte

^{*} Scherenfernrohr

angegriffen werden.

Vier Minuten waren schon verstrichen. Die Männer neben Thissen kauerten sprungbereit in ihren Löchern. Ihren Gesichtern war nicht anzumerken, was sie dachten.

»Ganz schöner Rabatz, was?« sagte neben Thissen Leutnant Berger, der Führer des ersten Zuges.

Thissen nickte. »Ja, dort drüben möchte ich jetzt nicht sein.«

»Nur noch eine Minute!«

»Danke.« Thissen ließ ein volles Magazin in die Maschinenpistole einrasten. Dann blickte er auf die Uhr.

Zehn-neun-acht-sieben-fünf-drei-zwei! Thissen richtete sich auf und hob den rechten Arm mit der MPi.

»Kompanie fertigmachen zum Angriff!«

Eins-Null!

»Kompanie auf marsch, marsch!«

Die Grenadiere rannten los. Die meisten hatten die Ärmel hochgekrempelt und die Feldblusen vorn geöffnet. In ihren Stiefelschäften steckten Handgranaten. Die MG-Schützen trugen die schimmernden Gurte um den Hals, was seltsam aussah.

»Los, vorwärts!« brüllten die Zug- und Gruppenführer.

Schlagartig brach das eigene Artilleriefeuer ab. Auf der Bunkerhöhe verzogen sich langsam Qualm und Rauch.

Das Bataillon stürmte. Voraus die Vierte, zweihundert Meter seitlich abgesetzt die beiden anderen Kompanien.

»Hurra! Hurra! Hurra!«

Auf der Bunkerlinie hämmerte ein russisches Maschinengewehr. Man konnte deutlich das Mündungsfeuer erkennen.

Leutnant Berger setzte eines seiner MG an. Die Gefreiten Sibelius und Reinhardt warfen sich zu Boden und brachten ihre MG in Stellung. Sie schossen in kurzen Feuerstößen.

Etwa dreihundert Meter hatte die Vierte schon zurückgelegt, und Oberleutnant Thissen, seinen Männern etwa zehn Meter

voraus, war völlig außer Atem. Aber er gönnte sich keine Pause. Er wollte möglichst schnell auf Einbruchsnähe herankommen. Das russische MG schoß nicht mehr. Es schoß überhaupt niemand auf der Höhe.

Sollten die Russen etwa ihre Stellungen geräumt haben? Möglich war das. Warum sollten sie ein Gelände verteidigen, das bereits im Rücken des Feindes lag, der unaufhaltsam nach Osten vordrang.

Thissen winkte mit dem rechten Arm. »Aufschließen! Weiter, weiter!«

Das Gelände wurde sandig. Die Männer versanken bisweilen bis zu den Knöcheln im Sand. Das kostete Kraft. Thissen hörte es am Keuchen neben und hinter sich. Einige fluchten. Bergers helle Jungenstimme war fortwährend zu hören.

Mein Gott, dachte Thissen, es ist tatsächlich wie im Manöver. Exerziermäßig vorgehendes Infanteriebataillon in vorbildlicher Gefechtsordnung und ohne Feindeinwirkung. Ist denn das möglich?

Er blieb einen Augenblick stehen, um sich umzusehen. Die Kompanie hatte aufgeschlossen. Die Gesichter seiner Männer glühten. Schweiß rann ihnen über die Stirn. Wenn Major Türk die Kompanien aus nächster Nähe beobachten könnte, würde er voller Stolz vielleicht gesagt haben: »Fabelhaft, Männer. Ausgezeichnet, ausgezeichnet!«

Thissen lief weiter. Nicht mehr so hastig wie eben, aber dafür zielstrebig. Er hatte zum erstenmal keine Bedenken, mit seiner Kompanie die Bunkerhöhe zu erreichen.

Doch es kam anders!

Leutnant Berger hatte sich mit seinem Zug bis auf rd. hundert Meter den gut getarnten Bunkern genähert, als schlagartig mehrere russische Maschinengewehre zu schießen begannen. Ein Höllenspektakel. Leuchtsputzgarben fetzten aus allen Richtungen heran. Starkes MG-Feuer kam auch von der linken Flanke.

Oberleutnant Thissen stieß einen Fluch aus. Er hätte platzen können vor Wut. Die Russen hatten sie kaltblütig auflaufen lassen.

Sechzig, siebzig Meter Distanz zum Gegner! Eine mörderische Entfernung, wenn ein halbes Dutzend MG dazwischenhielt.

Die ersten Verluste. Stöhnen, Röcheln, Verwirrung bei den Männern.

»Sanitäter! Sanitäter! – Hilfe! Sanitäter!«

Im Hinwerfen sah Thissen etwa vierzig Meter links von sich einen Mann, der sich schreiend auf dem Boden wälzte und mit Armen und Beinen um sich schlug. Sanitätsunteroffizier Brachka rannte gebückt zu dem Verwundeten hin und schrie: »Bleib ruhig liegen, Mann! Liegenbleiben, hörst du?«

Auch rechts von Thissen brüllte einer, furchtbar anzuhören.

»Granatwerfer auf Bunkerhöhe!« befahl der Oberleutnant.

Die Werfer wurden in Stellung gebracht und begannen zu schießen. Fast gleichzeitig sah Thissen die Rauchpilze vor den Bunkern aus dem Boden wachsen. Die Granatwerferbedienungen arbeiteten fieberhaft. Sie wußten: Wenn es ihnen nicht gelang, den feindlichen Widerstand zu brechen, lag die ganze Kompanie auf der Schnauze und kam keinen Schritt mehr voran.

Keinen Schritt mehr vorankommen aber bedeutete: Die Kompanie würde hohe Verluste hinnehmen müssen, weil das Gelände so gut wie keine Deckung bot.

Oberleutnant Thissen lag immer noch auf demselben Fleck. Einige Male schlugen MG-Garben aus einem Bunker so nahe vor ihm ein, daß er Dreckspritzer ins Gesicht bekam und Steinsplitter ihm die rechte Wange aufsetzten. Er maß dem keine Bedeutung bei. Unter Beschuß lagen alle, nicht nur er. Aber darüber war er sich im klaren: Die Kompanie mußte entweder weiterstürmen und versuchen, das feindliche Feuer zu unterlaufen, oder sich eingraben. Letzteres kam praktisch einer

Niederlage gleich. Außerdem wäre Eingraben unmöglich gewesen, weil man den Kopf nicht aus der Deckung nehmen konnte.

Und dabei hatte es so ausgesehen, als wäre dieser Angriff überhaupt kein Problem ...

Zwar schossen die Granatwerfer fast ohne Unterbrechung, den Ausschlag für die Weiterführung des Angriffs gaben aber drei Pak.

Major Türk, der »Unerfahrene«, behielt den Überblick und handelte richtig. Er beorderte drei 3,7-cm-Pak nach vorn. »MG-Nester und Bunker durch Punktfeuer ausräuchern*!« hatte er dem Pak-Zugführer befohlen.

Im Mannschaftszug wurden die Geschütze hinter die erste und vierte Kompanie gebracht. Dann ging es los. Die Geschützbedienungen jagten Granate um Granate aus den Rohren. Und innerhalb weniger Minuten hatten sie drei Bunker-MG zum Schweigen gebracht.

Auf zwei weitere Bunker-MG begannen sie sich gerade einzuschießen, als Oberleutnant Thissen zwei weiße Leuchtkugeln abfeuern ließ. »Stopfen!« hieß das. »Kein Feuer mehr!«

Thissen hatte die veränderte Lage sofort erkannt und sich schon nach dem Ausfall der drei russischen Bunker-MG entschlossen, den Angriff weiter fortzuführen. Aber das war gar nicht so einfach, denn erst jetzt sah der Oberleutnant die Drahthindernisse, die so geschickt angelegt waren, daß man sie erst im letzten Moment erkennen konnte. Der Stacheldrahtverhau mußte aber geknackt werden, das stand fest. Das bedeutete andererseits wiederum eine Verzögerung des Angriffs. Hols der Teufel, dachte Thissen, diese verdammten Russen sind für jede Überraschung gut.

Bevor der Oberleutnant einen Entschluß fassen konnte, trat ein Ereignis ein, mit dem niemand gerechnet hatte. Zwei der

* Militärischer Ausdruck

Bunker, aus denen bisher kein Schuß abgegeben worden war, spien plötzlich Feuer. Aber kein MG-Feuer, kein Gewehrfeuer, sondern richtiges Feuer!

»Volle Deckung! Flammenwerfer!« brüllte Oberleutnant Thissen.

Die russischen Flammenwerfer hatten einen Wirkungsbereich von je neunzig Grad und bestreuten insgesamt eine Fläche von zirka dreihundert Meter in der Breite.

Der deutsche Angriff blieb liegen. Vier Tote hatte die Kompanie Thissen zu beklagen. Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit von den Flammenwerferstrahlen. Zu allem Unglück begannen nun auch wieder mehrere Bunker-MG zu schießen. Die deutsche Pak hatte offenbar für kurze Zeit Wirkung erzielt, die russischen MG-Bedienungen aber auf Dauer nicht außer Gefecht setzen können.

Es war der Major selbst, der den Befehl gab, den Angriff einzustellen. »Zurückziehen bis auf zweihundert Meter!« ließ er die Kompaniechefs wissen.

Während sich die Kompanien sprungweise absetzten, sprach der Major mit dem Artillerie-Verbindungsoffizier. »Bunkerlinie nicht zu nehmen. Feind hat Flammenwerfer eingesetzt. Wir brauchen noch einen Artilleriefeuerschlag«, schrie er ins Telefon.

Die Artillerieunterstützung wurde zugesagt. Aber der Feuerschlag würde keine Entscheidung bringen, darüber war sich Major Türk im klaren. Die Pioniere mußten ran. Und das womöglich im Schutz des eigenen Artilleriefeuers.

Die Pioniergruppe des Unteroffiziers Kleinhans wurde nach vorn zur Vierten geschickt, meldete sich bei Oberleutnant Thissen.

Der sagte nur: »Viel Glück! Wenn ihr es schafft, die Bunker mit den Flammenwerfern auszuschalten, spendier ich eine Flasche Schnaps.«

Unteroffizier Kleinhans grinste. »Wir werden drauf zurückkommen, Herr Oberleutnant, darauf können Sie sich verlassen.«

Die Kompanien hatten unterdessen den Befehl erhalten, sofort beim Einsetzen des eigenen Artilleriefeuers wieder vorzugehen ...

*

Widerstand wie bei den Bunkern vor Gorodki gab es selten. Der Schock des deutschen Angriffs saß tief. Eine ganze Front befand sich in Auflösung. Die russische Führung hatte jeden Überblick verloren, tappte nach wie vor im dunkeln. Draht- und Funkverbindungen waren zusammengebrochen, Divisionen und Regimente handelten nach eigenem Ermessen oder taten gar nichts, warteten auf Befehle aus Moskau.

Der sowjetische Generalstab hatte immer noch kein klares Bild von den wirklichen Ereignissen im Grenzgebiet. Daß alles drunter und drüber ging, wußte man zwar, vertraute jedoch der Führungskraft der jeweiligen Armeeoberbefehlshaber. Ein verhängnisvoller Fehler. Wie sich nämlich herausstellte, besaßen die meisten Kommandeure – bis hinauf zu den Korps und Armeen – keinerlei operative und strategische Erfahrung. Hinzu kam, daß die sowjetische Luftwaffe weitgehend ausgeschaltet war. Die deutschen Bomberverbände griffen nach wie vor die sowjetischen Flugplätze im westlichen Grenzraum an, auf denen die modernsten Maschinen standen. Über 1.200 Flugzeuge hatte die deutsche Luftwaffe bereits abgeschossen oder am Boden zerstört. »Absolute Luftherrschaft«, konnte Reichsmarschall Hermann Göring dem Führer melden.

Die deutschen Bomber schlugen erbarmungslos in pausenlosen Einsätzen zu. Vorrangige Ziele waren vor allem sowjetische Nachschubbasen, Verkehrsknotenpunkte, Bahn-

linien, zurückflutende Truppen.

Wie verheerend sich solche Angriffe auswirkten, sei an einem Beispiel aufgezeigt.

Bialystok. Straßen- und Verkehrsknotenpunkt. Auf dem Bahnhof der Stadt standen zwei Militärzüge, die Waffen und Gerät abtransportieren sollten. Gleich nebenan zwei weitere Züge, die russische Flüchtlinge in Sicherheit bringen sollten.*

Vor den Zügen, die für die Zivilisten gedacht waren, herrschten Panik und Chaos. Jeder war sich selbst der Nächste. Es wurde gedrängelt und geschoben, geflucht und geweint, Kinder schrien, die Fensterscheiben der Waggons wurden eingeschlagen, um schneller in den Zug zu gelangen. In einer Viertelstunde, hieß es, würden die Züge die Stadt in Richtung Minsk verlassen.

Die Bahnhofswache und deren Offiziere sahen dem chaotischen Treiben tatenlos zu. Was hätten sie auch unternehmen sollen? Wären sie eingeschritten, hätte man sie wahrscheinlich zu Tode geprügelt.

Plötzlich erfüllte donnernder Motorenlärm die Luft. Irgend jemand schrie: »Die Flieger kommen!« Doch niemand kümmerte sich darum. Die meisten Zivilisten hatten den Warnruf gar nicht gehört.

Die Flieger kamen. Stuka, deren Angriffsziel Stadt und Bahnhof Bialystok war. Die Ju 87 bombardierten zuerst die Stadt, deren Straßen randvoll mit zurückweichenden Truppen waren, dann nahmen sie sich den Bahnhof vor.

Obgleich schwere und leichte Flak um den Bahnhof herum stationiert war, fiel kein einziger Schuß. Die Kanoniere suchten das Weite, sprangen in Deckungsgräben und Bahnhofsbunker. Der Bahnhof stand schon nach den ersten Bombenabwürfen in Flammen. Mehr als zweihundert Zivilisten fanden den Tod. Die Züge waren schrottreif.

Der Stuka-Angriff hatte die Stadt in Panik versetzt. Zu

* Nach sowjetischen Dokumentationen

Tausenden flohen Frauen und Kinder, alte Männer aus der brennenden Stadt. Unerträglicher Qualm breitete sich aus. Und auf den Ausfallstraßen von Bialystok stauten sich zurückflutende sowjetische Truppen, meist Infanterieeinheiten, aber auch bespannte Artillerie und Motorfahrzeuge. Dazwischen unzählige Zivilistentrecks.

Während die Zivilisten einfach von der Stadt weg wollten, strebten die russischen Truppen nur einem Ziel zu: dem Bialowiezer Forst. Aus allen Richtungen kamen sie. Alle kannten ihn, zumindest dem Namen nach. Der Bialowiezer Forst, dieser schreckliche Urwald, versprach Rettung. In diese gewaltige Naturfestung würden sich die Deutschen nicht wagen. Und wenn sie es trotzdem taten, drohte ihnen Hinterhalt, tausendfacher Tod.

Der deutsche Vormarsch vollzog sich währenddessen fast ohne Verzögerung. Die Panzerdivisionen und mot.-Verbände der Panzergruppe Guderian stürmten unaufhaltsam ostwärts und bildeten so nebenher einen riesigen Kessel um den Bialowiezer Forst.

Alles andere, was sich im Rücken der Panzergruppe abspielte, waren, um es im Militärjargon auszudrücken, »Gefechte von lokaler Bedeutung«, die rasch zu einem Ende kommen mußten, weil die daran beteiligten deutschen Einheiten anderswo dringender benötigt wurden.

*

Der Kampf um die Bunkerlinie von Gorodki ging seinem Höhepunkt entgegen. Die Division wurde schon ungeduldig, drängte auf eine rasche Entscheidung. Der Vormarsch mußte fortgesetzt werden.

Jetzt kam die Stunde der Pioniere. Sie lagen in einem Granattrichter, vor sich den Stacheldrahtverhau, der an manchen Stellen zerfetzt, aber keinesfalls beseitigt war.

»Wir müssen eine Gasse schneiden«, sagte Unteroffizier Kleinhans zu seinen Männern, die ihre Werkzeuge bereitlegten, vor sich die brüllende Wand der Artillerieeinschläge.

Obwohl der Unteroffizier keinen Namen genannt hatte, machte sich der Obergefreite Hans Kerber fertig. Er schnallte Koppel und Pistole ab und ließ sich von den Kameraden die große Drahtschere geben. Dann hängte er sich noch eine Rolle Zugdraht um den Hals und nickte seinem Gruppenführer zu.

Wo und wann immer »komplizierter Draht« geknackt werden mußte, der Obergefreite Kerber tat es. Meist unter Lebensgefahr und fast immer allein. Sein mutiger Einsatz war schon im Frankreichfeldzug mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse belohnt worden.

Dieser bescheidene, fast schüchtern wirkende Pionier machte sich nun wieder an seine gefährliche Arbeit.

»Wir halten dir die Daumen, Hans«, sagten die Kameraden und klopfen ihm auf die Schulter.

»Kriegen wir alles hin«, antwortete Kerber mit seinem im ganzen Bataillon bekannten Lausbubenlächeln, das ihn wie einen Siebzehnjährigen aussehen ließ. Dabei war der Obergefreite letzten Monat schon siebenundzwanzig Jahre alt geworden. Ein Veteran unter den Landsern, einer, der noch zu Friedenszeiten Kasernenhofstaub geschluckt und den der »Barras« dann nicht mehr losgelassen hatte.

Auf dem Bauch kriechend, sich kaum vom Erdboden abhebend, robbte der Obergefreite auf die Drahthindernisse zu.

»Menschenskind, der Hans wird flach wie 'ne Flunder«, sagte der Gefreite Kühn zu seinem Gruppenführer. »Wenn der den Krieg übersteht, kann er glatt als Schlangemensch beim Zirkus anheuern.«

Kerber schlüpfte durch die ersten Drahtrollen. Drei, vier Meter kroch er auf dem Bauch, mit den Händen den Boden abtastend, um eventuell vergrabene Minen aufzuspüren. Er hatte darin Erfahrung. Seine Finger wühlten vorsichtig in der

Erde wie die eines Gärtners, der Unkrautwurzeln aus dem Boden zieht.

Zwischendurch ein rascher Blick hinauf zu den Bunkern mit den Flammenwerfern.

Von dort drohte dem Obergefreiten die größte Gefahr. Wehe, wenn ihn die Russen entdeckten. Von Kerber bliebe in diesem Fall kaum mehr als ein Häuflein Asche übrig.

Klack! Klack!

Kerber begann den Draht aufzuschneiden, wobei er die Schere dort ansetzte, wo die Drahtrollen noch am meisten Zug besaßen. Das war wichtig, denn es kam darauf an, daß die Drahtenden hochschnellten und somit eine Gasse freigelegt werden konnte.

Nachdem der Obergefreite ein halbes Dutzend Drahtrollen durchgezwickelt hatte, schlang er einige Meter Zugdraht durch das Stacheldrahtgewirr und warf das andere Ende Unteroffizier Kleinhans zu.

»Anziehen!«

Mit gemeinsamer Kraft wurde der durchschnittene Draht auseinandergezerrt, bis ein etwa drei Meter breiter und zirka neun Meter tiefer Gang entstand. Das mußte genügen. Es befand sich zwar immer noch ein dichtes, aber nicht sehr breites Stacheldrahtband vor den Flammenwerferständen, dieses letzte Hindernis sollte jedoch mit einer Sprengladung beseitigt werden.

Auf einen Wink des Pionierunteroffiziers setzte sich der Obergefreite Kerber ab und kroch rückwärts zu seinen Kameraden:

»Fabelhaft gemacht, Hans«, lobte Kleinhans.

Als nächstes wurde nun die Drei-Kilo-Sprengladung fertiggemacht und an einer Stange befestigt, die durch die Gasse geschoben werden sollte.

Die letzte, aber auch gefährlichste Aktion sah vor, daß die Pioniere rasch durch die Gasse liefen, sich an die Bunker

heranmachten um diese mittels Handgranaten und geballten Ladungen außer Gefecht zu setzen.

Unteroffizier Kleinhans warf einen forschenden Blick auf seine Männer, die eng aneinandergepreßt im Granattrichter kauerten und auf seinen Befehl warteten. Aus schmutzigen Gesichtern, in denen das Weiß der Augen leuchtete, starrten sie ihn an.

Betont gelassen schob der Unteroffizier eine rote Leuchtpatrone in den Lauf der Pistole, ließ das Schloß zuschnappen und hob den kurzen Lauf schräg nach oben, in Richtung zu den eigenen Linien.

Blaff! machte es. In kurzem Bogen flatterte die Leuchtkugel über den Hang, zog einen rauchenden Kometenschweif hinter sich her und erlosch am Boden, ohne zerplatzt zu sein.

Das war Absicht. Die Leuchtpatrone sollte nicht explodieren, um den Feind nicht zu warnen oder mißtrauisch zu machen. Für die eigene Artillerie war es das Zeichen: »Feuer einstellen! Wir sind bereit!«

Die Pioniergruppe schaffte es, die Flammenwerferbunker mit geballten Ladungen außer Gefecht zu setzen. Während die Explosionen noch die Luft erschütterten, gaben die Kompanieführer des Bataillons den Befehl zum Angriff.

Grüne Leuchtkugeln zischten in den Himmel. Trillerpfeifen schrillten. Kommandos gellten.

Aus den Deckungslöchern heraus sprangen die deutschen Grenadiere, überfluteten den Hang, nutzten jede Deckung aus, jagten von einem Granattrichter zum anderen.

Unteroffizier Braun vom 2. Zug der Kompanie Thissen blickte nach rechts und links, winkte seinen Männern, deutete in die Angriffsrichtung.

»Vorwärts! Auf zum Angriff, mit beschissenen Hosen!«

Das war sein Leib- und Magenspruch. Anfänglich viel belächelt, hörte jetzt kaum mehr einer hin. Wer hatte in solcher Situation auch noch Sinn für Humor?

Größte Bedeutung bei diesem Angriff kam der vierten Kompanie zu. Sie bildete die sogenannte Handstreichgruppe. Ihre Aufgabe: Überrumpelung der vordersten feindlichen Linie, außer Gefecht setzen etwaiger feindlicher MG-Bunker.

Als die Kompanie bei der gesprengten Drahtverhaugasse ankam und die rauchenden Trümmer der Flammenwerferbunker sahen, machten die Grenadiere ihre Handgranaten frei.

Oberleutnant Thissen hatte zum Karabiner gegriffen. Das Seitengewehr war aufgepflanzt. Die Männer des Kompanietrupps und zwei Gruppen des ersten Zuges unter Feldwebel Perschinger waren ebenfalls nur mit Karabinern bewaffnet. Die erfahrensten und besten Nahkämpfer der Kompanie hatte Thissen in diesen beiden Gruppen zusammengefaßt.

Im Augenblick schoß weder ein feindliches Bunker- noch Stellungen-MG. Entweder beabsichtigten die Russen, die Deutschen bis auf Nahkampfnähe herankommen zu lassen, oder aber sie hatten sich vom Schock des Artilleriefeuers und der Bunkersprengung noch nicht erholt.

Die Pioniergruppe des Unteroffiziers Kleinhaus wurde aufgenommen. Die Pioniere schlossen sich dem Zug von Feldwebel Perschinger an. Eine willkommene Verstärkung, denn jederzeit konnten neue, schwer zu überwindende Hindernisse auftreten.

Immer noch ohne Feindeinwirkung schlüpfen die Männer der vierten Kompanie durch die Drahtgasse und pirschten sich an die Bunker heran. Da hämmerte plötzlich ein schweres russisches Maschinengewehr. Zum Glück schoß der MG-Schütze viel zu hoch.

»Feuer unterlaufen!« brüllte Oberleutnant Thissen.

Mit aufgerissenen Mündern überstiegen die Grenadiere ein zerschossenes Drahthindernis, eine Gruppe des zweiten Zuges nahm sich die restlichen Bunker vor, aus denen kein MG- oder Gewehrfeuer mehr kam, und standen dann vor einem

Grabensystem. Wie Höcker eines liegenden Kamels zeichneten sich zwei zurückverlegte Erdbunker ab, aus denen jetzt Flammenblitze hervorzüngelten. Kurze, hektische Feuerstöße peitschten aus den Schießscharten.

Thissen wollte eben eine Gruppe auf die Bunker ansetzen, da sah er Leutnant Berger mit dreien seiner Männer aus einem Laufgraben hervorstürzen, der beide Bunker miteinander verband:

Berger und seine Leute versuchten das Feuer der Bunker-MG zu unterlaufen, was ihnen auch tatsächlich gelang. Ohne sich um die wütend feuernden MG zu kümmern, kletterte der junge Leutnant mit seinen Männern auf das Dach des einen Bunkers, der mit meterdicker Erde und Steinen bedeckt war.

Thissen stockte der Atem. War Berger von allen guten Geistern verlassen? Erkannte er denn nicht, daß die beiden Bunker im Schußfeld der anderen Kampfstände lagen?

Doch da waren Berger und seine Männer schon nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich oben auf dem Bunkerdach in Deckung geworfen, verschwanden zwischen den Stein- und Erdbrocken.

Und dann wußte Oberleutnant Thissen, was Berger im Schilde führte. An einer Schnur – oder war es ein Draht, so genau konnte Thissen es nicht erkennen – wurde eine geballte Ladung herabgelassen.

Ein kurzer Pendelschlag, dann folgte eine mächtige Explosion direkt vor der Schießscharte.

In die Detonation hinein hörte Thissen gellende Schreie. Das MG schwieg. Sekunden später auch das zweite. Nun trat wieder ein einzelner Mann in Aktion, ohne Befehl, ohne Aufforderung. Es war der Gefreite Kempen vom zweiten Zug. Er rannte auf den zweiten Bunker zu, zog zwei Handgranaten ab und steckte sie in die Schießscharte.

Eine meterlange Stichflamme schoß aus dem Bunkerschlitze. Schwarzer, öliger Rauch hüllte den Kampfstand ein.

Die Bresche! Die Bresche ist geschlagen! durchfuhr es

Thissen. An diesen letzten beiden Bunkern vorbei mußte es möglich sein, in das dahinterliegende Stellungssystem des Gegners einzubrechen.

Dem Oberleutnant war zwar klar, daß seine Männer ausgepumpt und am Ende ihrer Kräfte waren, aber darauf durfte er jetzt keine Rücksicht nehmen. Die große Chance, die Russen zu schlagen, zurückzudrängen, mußte genutzt werden.

Und sie wurde genutzt. Die nur schwach besetzten Verteidigungsanlagen hinter der Bunkerlinie wurden im ersten Ansturm genommen.

Ein verzweifelt geführter Gegenstoß eines sowjetischen Obersten brach im Feuer der deutschen Maschinengewehre und Granatwerfer zusammen. Der Oberst fiel an der Spitze eines zwanzig Mann starken Stoßtrupps, der ausschließlich aus ehemaligen Kadetten der Smolensker Kriegsschule bestand wie sich später herausstellte.

Eine Stunde darauf wurde die Ortschaft Gorodki genommen und von Feindresten gesäubert*. Unzähliges Kriegsgerät wurde erbeutet. Zweihundert Rotarmisten ergaben sich den deutschen Angreifern. Ihre Offiziere hatten alle den Tod gefunden. Gegen Nachmittag war die Lage im Divisionsbereich bereinigt, der Vormarsch konnte fortgesetzt werden.

Ihren Vormarsch setzte auch die Panzergruppe Guderian fort. Mit der 18., der 17., der 10., der 3., der 4. Panzerdivision und der 29. und 10. ID (mot.) stürmte sie nach Osten, ihrem Ziel Borissow entgegen.

Zur gleichen Zeit kämpfte sich auch die Panzergruppe 3 (Hoth) mit der 7., der 20., der 12., der 19. Panzerdivision und der 18. ID (mot.) in Richtung Minsk-Beresina-Fluß vor.

Eine gewaltige Zangenbewegung. Ein gigantischer Kessel zeichnete sich ab, in dem vier sowjetische Armeen saßen – mit insgesamt 300.000 Mann.

Ein Großteil der vier sowjetischen Armeen hatte sich in den

* Militärischer Ausdruck

Bialowiezer Forst geflüchtet, war darin untergetaucht. Obwohl dort von den deutschen Divisionen eingeschlossen, bildeten diese geflüchteten russischen Einheiten immer wieder eine Gefahr. In größeren und kleineren Kampfgruppen versuchten sie aus dem Urwald auszubrechen und gerieten damit außer Kontrolle.

Der Heeresgruppe Mitte blieb keine andere Möglichkeit, als den Bialowiezer Forst abzuriegeln, jedenfalls solange, bis die Fußdivisionen nachgekommen waren, um den Wald zu säubern.

Eine dieser »Riegel-Divisionen« war die 29. ID (mot.), deren Aufgabe es war, den südlichen Rand des Bialowiezer Forstes zu überwachen und eventuelle Ausbruchsversuche der Russen zu verhindern.

»Kesselwache« nannten die Landser ihren Auftrag. Viel lieber wären sie zusammen mit den Panzerdivisionen zur Beresina marschiert. Aber Befehl ist Befehl. Weit auseinandergezogen lagen die Regimenter der 29. ID (mot.) vor dem riesigen Urwaldgebiet. Schon mehrmals hatten kompanie- oder bataillonsstarke sowjetische Einheiten versucht, aus dem Forst auszubrechen. Doch sie waren jedesmal abgewiesen worden. Besonders schwierig gestaltete sich die Überwachung des südlichen Randes des Bialowiezer Forstes nachts. Da konnte es dann schon passieren, daß kleinere Gruppen von Russen sich durch den dünnen Sicherungsschleier schlichen und spurlos im Gelände verschwanden. Gerade aber diese Gruppen waren es, die der Division Kummer bereiteten. Sie überfielen Nachschubeinheiten, nahmen Verbindung zu den örtlichen Partisanen auf, die allerorts wie Pilze aus dem Boden schossen.

Zum Glück war inzwischen die 17. Infanteriedivision herangekommen, die rechts von der 29. ID (mot.) eingeschwenkt war, um sich an der »Kesselwache« zu beteiligen.

Da im Moment die Funkverbindung zur 17. ID gestört war, sollte ein SPW-Spähtrupp Verbindung mit der 17. Infanteriedivision aufnehmen und zugleich einen bestimmten Geländeteil vor dem Bialowiezer Forst aufklären.

Die Division betraute mit diesem Auftrag Oberfeldwebel Klausner, einem erfahrenen Spähtruppführer der Aufklärungsabteilung.

5 Uhr morgens. Der SPW-Spähtrupp fuhr los. Quer durchs Gelände. Wege oder Straßen gab es hier nicht. Nur Mais- und Sonnenblumenfelder, Kartoffeläcker und kreuz und quer durchs Gelände sich hinziehende Buschreihen. Diese stießen meist direkt an die Ränder des Forstes, eine ideale Deckungsmöglichkeit für ausbrechende Gegner.

Oberfeldwebel Klausner wußte das. Ein kleiner Hügel bot sich an, einen kurzen Beobachtungsstopp einzulegen. Eine Heckenreihe, die schnurgerade von Ost nach West auf den Wald zulief, erregte Klausners besondere Aufmerksamkeit.

Der Oberfeldwebel blickte durchs Glas und stutzte. Moment mal, da war doch was. Er glaubte, eine verdächtige Bewegung entlang der Heckenreihe gesehen zu haben. Klausner stellte das Fernglas schärfer ein. Sein Verdacht bestätigte sich. Eine Marschkolonne. Russen? Wer sonst? Das Braun der Uniformen hob sich nur undeutlich von der Hecke ab.

Der Oberfeldwebel winkte den zweiten Schützenpanzerwagen heran, der von Unteroffizier Brösel geführt wurde.

»Sieh mal da rüber zur Hecke!« sagte Klausner.

Brösel nickte. »Schon gesehen. Das sind Iwans*, die aus dem Forst abgehauen sind. – Funkmeldung?«

»Nein. Erst müssen wir genau wissen, was da ankommt.«

»Wir könnten ein Stück näher heranfahren«, schlug Unteroffizier Brösel vor.

Klausner schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig. Sie biegen ab und kommen direkt auf uns zu.«

* Spitzname für sowjetische Soldaten

»Da bin ich aber neugierig, was das für ein Haufen ist«, sagte Brösel und gab seinem MG-Schützen einen Wink. »Feuerbereitschaft, Toni!«

Die Kolonne, die von der Hecke abgebogen war, konnte man wirklich nur als einen »Haufen« bezeichnen. Sechs, sieben bespannte Wagen. Dazwischen Infanterie. Zwei leichte Pak, ein Maximgewehr, zwei Geschütze Feldartillerie, auf deren Rohren noch die Mündungskappen saßen.

Oberfeldwebel Klausner nahm wieder das Glas vor die Augen.

»Mann, o Mann«, wandte er sich an Unteroffizier Brösel, »die sind total fertig. Guck dir das mal an!«

Es war wirklich erstaunlich, was da durch das Gelände lief. Das war keine militärische Formation, sondern eine Schar abgerissener Gestalten, die kaum mehr die Füße heben konnten. Einige schleiften ihre Karabiner durch den Staub, auf dem Maxim-Karren saßen vier Mann, vermutlich Fußkranke.

Klausner besprach sich mit Unteroffizier Brösel. Der meinte: »Wenn die Iwans in der eingeschlagenen Richtung weitermarschieren, laufen sie direkt den Sicherungen unseres zweiten Bataillons in die Arme. Greifen wir jedoch ein, kann es passieren, daß sie in Panik geraten, kehrtmachen und in den Wald zurückrennen. Oder sie verkrümeln sich in die Büsche.«

Dieser Meinung war auch Oberfeldwebel Klausner.

»Funkspruch an Division!« befahl er.

Knapp drei Minuten später kam die Antwort. Sie lautete: »Setzen Sie Auftrag fort. Zweites Bataillon verständigt.«

Eine Stunde später wurde die russische Marschkolonne vom zweiten Bataillon in Empfang genommen. Ein paar MG-Feuerstöße genügten. Die Rotarmisten nahmen die Arme hoch, ergaben sich. Einhundertfünfzig Mann, darunter zwei Offiziere im Leutnantsrang und vier Unteroffiziere. Es handelte sich um die Reste der 222. sowjetischen Schützenbrigade, die sich zwei Tage im Bialowiezer Forst versteckt hatten.

Welchen Eindruck die Gefangenen auf den Kommandeur des zweiten Bataillons, Hauptmann Liebig, machten, beschrieb er später in einem Bericht:

»Die meisten sahen aus, als würden sie jeden Moment aus den Stiefeln kippen. Jeder Rotarmist hatte einen Leinensack auf dem Rücken, mit Brotkrumen, Zwiebeln oder Gemüse, das sie am Wege oder auf den Äckern ausgerissen hatten. Die Pferde knabberten vor Hunger das Holz der Deichsel an. Wir fragten sie, ob sie denn keine Truppenverpflegung erhalten hätten. Sie verneinten das. Schon seit drei Tagen hätte es nichts mehr gegeben.

Ich wollte wissen, warum sie sich nicht gewehrt hatten. Mit was denn? fragten sie. Pak und Artillerie besaßen pro Rohr zwei Granaten, die Maschinengewehre drei Trommeln und der einzelne Mann einen Patronenvorrat von genau zehn Schuß. Wie wir dann feststellten, hatten sie noch keinen Schuß abgegeben.

Auf meine Frage, wie es denn im Bialowiezer Forst aussehe, ob sich dort starke russische Verbände aufhielten, blieben sie vorerst eine Antwort schuldig. Aber schließlich packte dann ein Feldwebel doch aus, nachdem ich ihm eine Zigarette angeboten hatte.

»Im Forst gibt es Kampfverbände«, sagte er. »Vor allem die Gruppe von Major Balochin. Drei- bis vierhundert Mann stark. Er hat den Befehl erhalten, den Widerstand im Forst zu organisieren.««

Hauptmann Liebig informierte unverzüglich die Division. Dort zeigte man sich keineswegs überrascht. Der Ia* der 29. ID (mot.) hatte nämlich erst vor einer Stunde die Nachricht erhalten, daß sich der Bialowiezer Forst immer mehr fülle und mit größeren Ausbruchversuchen des Gegners gerechnet werden müsse. Die Kämpfe im Wald hätten eben erst begonnen, die 78. Infanteriedivision Fühlung zu den Russen

* 1. Generalstabsoffizier

aufgenommen. Schwerpunkte der feindlichen Aktivität seien nicht zu erkennen.

Liebig besaß genügend Phantasie, um sich vorzustellen, was Waldkampf bedeutete. Er dankte dem Himmel, daß sein Bataillon nicht zur 78. ID gehörte ...

*

Glutheiß lastete die Junihitze über dem Land. Die Erde hatte tiefe Risse, der Boden war steinhart; er widerstand jedem Spatenstich.

Am Rand eines Sonnenblumenfeldes lag Major Sandalon*, ehemals Kommandeur der 467. Schützenbrigade. Neben ihm sein Stabschef, Oberleutnant Kurzow, zweiundzwanzig Jahre jung, ein Moskowiter und langjähriger Funktionär des Komsomol-Jugendverbandes.

Kurzow war verwundet. Er hatte einen Querschläger ins rechte Bein abbekommen. Aber trotz großer Schmerzen kam kein Klagelaut über seine Lippen.

Beide Offiziere beobachteten mit dem Fernglas das vor ihnen liegende Gelände. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt der Kolchose Zaskow. Dort saßen die Deutschen und versperrten den Zugang zum westlichen Ende des Bialowiezer Forstes. Ein Ausweichen war nicht möglich, weil die Kolchose kilometerweit von einem Sumpfgürtel umgeben war.

Etwa siebzig Meter hinter Major Sandalon lagen einhundertfünfzig Schützen und siebzig Mann abgesessene Kavallerie in Deckung. Die Reste der noch vor zwei Tagen 600 Mann starken Brigade.

Sandalons Einheit gehörte zur 4. sowjetischen Division, die jetzt in alle Winde zerstreut war.

Man nannte die Division den bestausgerüsteten Kampfverband der Grenzregion. Die Gefechtsstärke betrug 355

* Nach sowjetischen Dokumentationen

Panzer. Zwei mit den modernsten Infanteriewaffen ausgerüstete Schützenregimenter vervollständigten die Gefechtsstärke der Division, die darüber hinaus noch über ein Artillerieregiment – 27 Geschütze vom Kaliber 12,2-cm und 15,2-cm – verfügte, einem Pionierbataillon, das in der Lage war, mittels Pontons sechzig Meter lange Brücken zu bauen.

Von dieser mächtigen Streitmacht war nichts mehr übriggeblieben. Schlecht geführt und von oberster Stelle falsch eingesetzt, war die Division von zwei deutschen Divisionen zerschlagen und schließlich aufgerieben worden.

Die letzte Nachricht, die Major Sandalon von der Division per Meldereiter erhalten hatte, lautete: »Absetzen Bialowiezer Forst. Dort Kampf weiterführen bis zur letzten Patrone.«

Daß der Bialowiezer Forst die einzige Möglichkeit war, der Vernichtung oder der Gefangenschaft zu entgehen, wußte Major Sandalon. Dazu hätte es keines Befehls der nicht mehr existierenden Division bedurft.

Aber da lag nun diese verdammte Kolchose mit den Deutschen. Nur über diese Barriere konnte man den Forst erreichen.

Des Majors Entschluß stand fest. Er mußte angreifen. Eine andere Alternative gab es nicht. Irgendwann, und vermutlich sehr bald, würden die Deutschen Verstärkung erhalten. Dann saßen er und die Reste seiner Brigade in der Falle. Sie konnten nicht mehr vor und nicht mehr zurück.

Sandalon blickte auf seine Armbanduhr, ein gutes Fabrikat, das er noch vor Kriegsbeginn in Moskau erstanden hatte und das sein ganzer Stolz war.

14.35 zeigte die Uhr an.

Der Major blickte seinen Stabschef an. »In genau zwanzig Minuten greifen wir die Kolchose an«, sagte er.

Oberleutnant Kurzow nickte. »Und wie?«

»Wir reiten sie nieder«, antwortete der Major. »Was dann noch von ihnen übrigbleibt, erledigen unsere Schützen mit dem

Bajonett.«

Kurzow zog zweifelnd die Stirn in Falten. »Du weißt nicht einmal, wie viele in der Kolchose liegen. Nehmen wir einmal an, sie haben Maschinengewehre, Granatwerfer oder eine Pak.«

»Wir müssen sie überraschen«, sagte der Major, »oder sollen wir in diesem Sonnenblumenfeld warten, bis wir verrecken?«

»Unsere Leute besitzen kaum Kampferfahrung«, sagte der Stabschef. »Bisher haben wir nur ein einziges Gefecht hinter uns gebracht, ansonsten sind wir nur gelaufen, gelaufen ...«

»Hör auf damit!« schnitt ihm der Major das Wort ab. »Wir müssen den Männern nur klar machen, daß es um Leben oder Tod geht. Wenn sie das begreifen, kämpfen sie auch.«

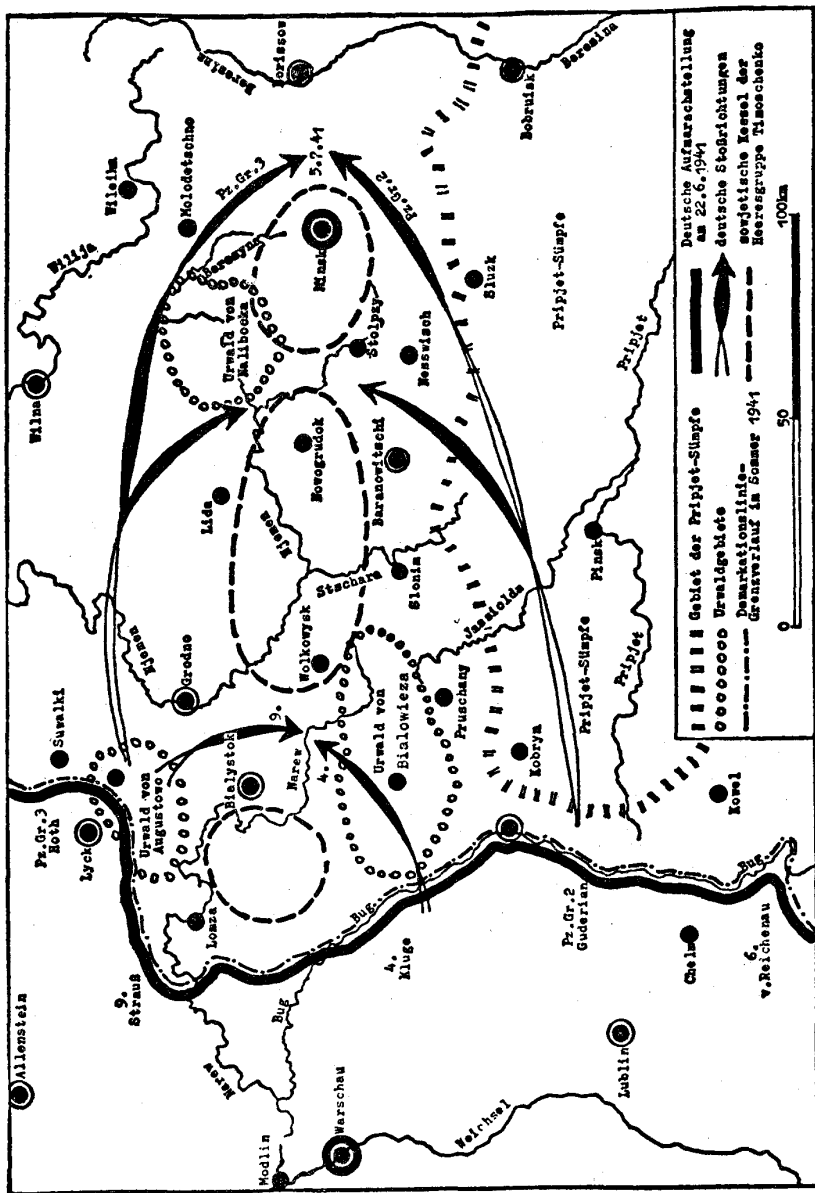
»Ja ja, um Leben oder Tod«, sagte der Stabschef und knirschte mit den Zähnen. Die Schmerzen in seinem Bein wurden so stark, daß sie kaum mehr auszuhalten waren.

Der Major blickte ihn besorgt an: »Du bleibst hier zurück. Wenn alles vorbei ist, holen wir dich. Im Forst finden wir sicher einen Sanitäter.«

»Um mich mach dir keine Sorgen«, sagte der Oberleutnant und versuchte zu lächeln, aber es mißlang. Er glaubte zu wissen, daß das, was der Major beabsichtigte, nicht gelingen könnte ...

Die Kompanie des Oberleutnant Meßner hatte sich in der Kolchose eingeeigelt und zur Verteidigung eingerichtet. Es war ihr Auftrag, dem Regiment, das sich im Wald vortastete, den Rücken freizuhalten. Seit drei Stunden quälte sich dieses durch den Urwalddschungel, ohne auf den Feind gestoßen zu sein. Und niemand wußte, wo die Russen steckten.

Der Kommandeur der 78. ID schien wohl mit seiner Meinung, der Gegner verfolge die Absicht, die deutschen Infanterieregimenter erst in der Tiefe des Waldes anzugreifen, der Wahrheit am nächsten zu kommen.



Die Division stieß mit drei Marschsäulen in den Forst vor: Infanterieregiment 215 rechts, das 195. Regiment links und zurückgestaffelt das IR 238.

Hauptaufgabe aller drei Regimenter war, die sogenannte Waldrollbahn freizukämpfen und sie für den Nachschub offenzuhalten.

Die ganze Operation hatte nur einen Haken: Das IR 238 hing noch weit zurück. Es würde noch mindestens fünf Stunden dauern, bis das Regiment aufgeschlossen hatte.

Um diese Lücke zu schließen, hatte sich die Division entschlossen, kleinere Stützpunkte im Rücken der angreifenden Regimenter einzurichten. Sie sollten gewährleisten, daß den Russen der Zutritt am westlichen Ende des Bialowiezer Forstes verwehrt wurde.

Einer dieser Stützpunkte war die Kompanie Meßner. Sie lag in weitem Umkreis der Kolchose. Vier Maschinengewehre richteten sich, gut getarnt, auf die zahlreichen Sonnenblumenfelder und die Sumpfstreifen. Eine 3,7-cm-Pak stand feuerbereit im Tor einer Remise.

Oberleutnant Meßner ging die Stellungen der Kompanie ab. Er war zufrieden. Der »Igel« war dicht. Da kam keiner durch. Selbst wenn der Russe versuchen sollte, mit stärkeren Kräften die Kolchose anzugreifen, würde er sich eine Abfuhr holen. Gegen das zusammengefaßte und überlappende Feuer der Maschinengewehre gab es keine Durchbruchschance.

Zuerst hatte Meßner mit dem Gedanken gespielt, die Sonnenblumenfelder aufzuklären. Aber dann unterließ er es doch, weil er hierzu nicht die nötigen Kräfte hatte. Kilometertiefe Sonnenblumenfelder konnte man nicht mit vier oder fünf Mann aufklären. Und warum auch? Griff der Russe tatsächlich aus einem Sonnenblumenfeld an, mußte er, um an die Kolchose heranzukommen, gut dreihundert Meter offenes Gelände überqueren. Der reine Selbstmord!

Gerade als der Oberleutnant zu seinem Gefechtsstand

zurückkehren wollte, keuchte ein Melder des ersten Zuges vor Leutnant Frießner heran, atemlos, mit schweißbedecktem Gesicht.

»Was ist los?« fragte Meßner.

Der Melder schnappte nach Luft, dann stotterte er: »Herr Oberleutnant sollen sofort zu Leutnant Frießner kommen. Da draußen tut sich was.«

»Wo draußen?«

»Im Sonnenblumenfeld, Herr Oberleutnant.«

»Los, kommen Sie!« sagte Meßner und lief hinter dem Melder her zum Abschnitt des ersten Zuges.

Leutnant Frießner hatte die Arme auf die Grabenwand des MG-Standes gestützt und blickte durch das Glas zum Sonnenblumenfeld hinüber.

Als er die Schritte hinter sich hörte, wandte er nur kurz den Kopf, und als er seinen Chef erkannte, legte er warnend einen Finger auf den Mund.

Meßner quetschte sich neben den Leutnant. Der deutete mit dem Kopf in Richtung Sonnenblumenfeld. »Hören Sie mal genau hin, Herr Oberleutnant.«

Meßner verstand das alles nicht. »Verdammt, was soll das Getue, Frießner? Wir sind nicht auf dem Indianerpfad. Ich erwarte von Ihnen eine ordnungsgemäße Meldung, wenn Sie mich schon hierher scheuchen.« Dabei streifte sein Blick die beiden MG-Schützen, die hinter ihm an der Grabenwand lehnten und angestrengt zu lauschen schienen.

Bevor er seinem Unmut weiterhin Luft verschaffen konnte, sagte der Leutnant: »Jetzt wieder!«

Meßner sah ihn fassungslos an. »Wahrhaftig«, murmelte er dann, »das sind Pferde. Hörte sich an wie Wiehern.«

»So ist es, Herr Oberleutnant«, antwortete Frießner. »Das geht schon eine ganze Weile so.«

Der Oberleutnant kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Es müssen mehrere sein. – Was schließen Sie daraus?«

Der Leutnant zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht recht. Entweder sind es Pferde, die durchgebrannt sind, oder im Sonnenblumenfeld steckt russische Kavallerie.«

»Könnte sein«, nickte Meßner, den Blick immer noch auf das Feld mit den übermannshohen Sonnenblumen gerichtet. Dann befahl er:

»Erhöhte Alarmbereitschaft! Alle Männer in die Gefechtsstände!«

Als der Oberleutnant auf dem Rückweg zu seinem Gefechtsstand beim ersten Zug vorbeikam, ließ donnernder Hufschlag die Erde erzittern.

Meßner fuhr herum und erstarrte.

Sowjetische Kavallerie brach aus dem Sonnenblumenfeld hervor. In breiter Front ritten sie heran. Reihe hinter Reihe. Wie im Manöver...

Meßners Stimme überschlug sich, als er schrie: »Feuer frei bei zwohundert!«

Siebzig Rotarmisten des ehemaligen Grenzregiments 25, die sich Major Sandalon angeschlossen hatten, preschten auf die Kolchose zu. Weit nach vorn über den Sattel gebeugt, schwangen sie ihre blitzenden Säbel, brüllten sie das schaurig grelle »Urrä«. Unter den Hufen der Pferde, angetrieben von brutalen Peitschenhieben, stoben Staubwolken auf, ließen Mann und Reiter für Sekunden darin verschwinden.

Dreihundert Meter – zweihundert!

Die krummen Kosakensäbel der Reiter kreisten wie Blitze um die Köpfe. Der Kampfschrei übertönte das dumpfe, trommelnde Stakkato der über die ausgedörrte Erde wirbelnden Hufe.

Dann schlug der Tod zu. Die deutschen Maschinengewehre hämmerten, Gewehrsalven krachten.

Die ersten Reiter der angreifenden sowjetischen Kavallerie wurden aus den Sätteln gefegt. Pferde stürzten, schrill wiehernd, zu Boden, schlugen mit den Beinen um sich und

begruben manchen Reiter unter sich.

Die Maschinengewehre ratterten weiter, schickten tausendfachen Tod in die Angriffsreihen. Die zweite, dritte Welle wurde niedergemäht. Verwundete bäumten sich auf der Erde. Kommandos gellten.

Oberleutnant Meßner, der vom Gefechtsstand des zweiten Zuges aus das blutige Massaker beobachtete, war immer noch fassungslos.

»Die müssen verrückt geworden sein«, murmelte er. »Ihr Kommandant hat wohl den Verstand verloren.«

Der Obergefreite Nehring wollte an seinem MG eben einen neuen Gurt einlegen.

»Hör auf! Hör auf!« schrie sein Schütze zwei, der Gefreite Lorenz. »Das ist ja furchtbar. Ich kann's nicht mehr sehen.«

Nehring nahm den Finger vom Abzug und nickte. »Meinst du, mir geht es anders?«

In diesem Augenblick geschah etwas, was noch ungeheuerlicher und unfäßbarer war als das eben Erlebte.

Aus dem Staubschleier tauchten plötzlich Rotarmisten auf. Auch sie kamen aus dem Sonnenblumenfeld. In Gruppen von zwanzig, dreißig Mann stürmten sie auf die Kolchose zu. Und wieder brandete das markerschütternde »Urrä« in den Sommerhimmel.

Mit aufgepflanztem Bajonett rannten die Todgeweihten gegen die deutsche Stellung, sprangen über die Toten hinweg, kümmerten sich nicht um die Verwundeten. – Ohne einen Schuß abzugeben liefen sie in ihr Verderben, mitten in das rasende MG-Feuer, wie vorher die Kavalleristen.

Als sich die ersten Reihen lichteten, verließ einige der Mut und sie warfen sich zu Boden. Andere machten kehrt. Aber da stand ein Offizier, die Maschinenpistole an der Hüfte und trieb sie weiter.

Sein greller Schrei riß die Mutlosen und Verängstigten vom Boden hoch, trieb sie in das vernichtende Feuer des Gegners.

Sie gehorchten und stürmten weiter, bis sie von einer MG-Garbe niedergestreckt wurden.

Doch dann erkannten die letzten das Unsinnige ihres Tuns. Sie hörten auf kein Kommando mehr. Wie gehetzt liefen sie kreuz und quer über das freie Gelände, aber sie ergaben sich nicht. Einige rannten auf den Sumpfgürtel zu. Aber nur wenigen gelang es, diesen zu erreichen. Der Sumpf wäre für sie ohnehin keine Rettung gewesen. Wer in diesen metertiefen Morast geriet, versank in Sekundenschnelle.

Inmitten des Chaos aber stand immer noch der russische Offizier, eine einsame, verzweifelte Gestalt. Niemand schoß auf ihn.

Er stieg jetzt über die Leichen seiner Soldaten hinweg und ging langsamen Schrittes auf die deutsche Stellung zu. Als er sich dem MG-Stand des Obergefreiten Nehring bis auf etwa fünfzig Schritte genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in den Schultern auf und schrie etwas.

Nehring starrte den russischen Offizier an, sah auf die erdbraune Uniform, den runden Stahlhelm und die faltigen Juchtenstiefel.

»Mann«, sagte er zu seinem Schützen zwei. »Ist das denn wirklich wahr?«

In diesem Augenblick hob der Offizier den Lauf seiner Maschinenpistole gegen die Brust und drückte ab. Der Feuerstoß durchschlug Kopf und Brust des Russen. Er sank langsam in die Knie, ein Sturzbach von Blut floß aus seinem Mund.

Es war das Ende eines unfäßbaren Dramas. Auf dem Schlachtfeld lagen neunzig tote Rotarmisten und zehn Schwerverwundete. Der Rest war in den Sumpf, in den sicheren Tod, gesprungen. Nur sieben Pferde überlebten.

In Oberleutnant Meßners Gesicht stand blankes Entsetzen. Das, was sich eben hier abgespielt hatte, konnte ein normaler Menschenverstand nicht fassen.

Warum hatte der sowjetische Kommandeur seine Leute in den Tod gehetzt? Warum hatten die Russen nicht einen einzigen Schuß abgegeben? Und dann richtete der Major sich auch noch selbst. Wer sollte das begreifen?

Wenig später fand man die Erklärung für das Verhalten der Russen. Bei der Bergung der Toten, die man wegen der Gluthitze und der damit verbundenen schnellen Verwesung nicht liegenlassen konnte und sie deshalb im Sumpf versenkte, entdeckten die Landser, daß die Rotarmisten keine einzige Patrone im Lauf hatten. Der Angriff auf die Kolchese war demnach eine Verzweiflungstat gewesen. Nur mit der blanken Waffe in der Hand hatten sie versucht, die deutsche Stellung zu überrennen. Der helle Wahnsinn! Ein sinnloses Sterben.

Noch während die Leichen geborgen und die Verwundeten in den Stützpunkt gebracht wurden, sorgte noch einmal eine MPI-Garbe aus dem Sonnenblumenfeld für Aufregung.

Als Oberleutnant Meßner einen Drei-Mann-Stoßtrupp losschickte, fand dieser noch einen Toten. Es war ein Offizier, der sich ebenfalls das Leben genommen hatte.

Obwohl dieses schaurige Geschehen der Kompanie keine Verluste eingebracht hatte, dachte keiner an einen Sieg.

Aus Sicherheitsgründen ließ Meßner das Sonnenblumenfeld in einer Tiefe von mehreren hundert Metern abbrennen. Zusätzlich wurden S-Minen ausgelegt.

Gerade als er Vollzugsmeldungen erhielt, klang im Bialowiezer Forst Gefechtslärm auf. Maschinengewehre ratterten. MPI bellten.

Für Oberleutnant Meßner war dies das Zeichen, daß die Regimenter der 78. Infanteriedivision auf Feind gestoßen waren. Die in den Urwald geflüchteten Russen stellten sich vermutlich zum Kampf.

Der zeitweilige Gefechtslärm im Bialowiezer Forst war aber nicht das Ergebnis einer Feindberührung. Die Schießerei veranstalteten Kameraden, die sofort schossen, sobald sich

etwas bewegte, ein Ast verräterisch knackte, oder aufgescheuchtes Wild flüchtete.

Das zweite Bataillon IR 215 hatte die Angriffsspitze übernommen. Als Vorausgruppe trat die zweite Kompanie des Oberleutnants Ferguson an. Fünfhundert Meter vor der Einheit bahnte sich der zehn Mann starke Spähtrupp des Oberfeldwebels Scharf den Weg durch den Urwald.

Die Kompanien marschierten in Schützenkette. Abstand von Mann zu Mann etwa zehn Meter.

Von »marschieren« konnte freilich keine Rede sein. Man stolperte mehr, als man ging. Gegen dieses Gelände war der Hindernisgarten in der Kaserne der reinste Kinderspielplatz.

Umgestürzte Baumriesen versperrten den Weg. Ein andermal hieß es, durch meterhohes, dichtgewachsenes Gestrüpp zu kriechen.

Die Männer keuchten unter der ungewohnten Anstrengung. Sturmgepäck und Waffen – Gewehre, Maschinenpistolen, Handgranaten, Munitionskästen und MG – drückten wie eine Zentnerlast. Das schlimmste aber war die feuchte Schwüle im Wald, die das Atmen zur Qual machte. Naß von Schweiß, mit brennenden Augen, rangen die Grenadiere nach Luft.

Nach zwei Kilometern kräftezehrenden Marsches entlang der einzigen Waldschneise, die den Forst von Ost nach West durchschnitt, begriff der letzte Mann, welches Martyrium ihnen bevorstand.

So mancher erinnerte sich an die Worte des Kompaniechefs, als er vor Angriffsbeginn sagte: »Männer, über eines seid euch klar: Alles, was ihr bisher an beschissenem Gelände erlebt habt, könnt ihr vergessen. Dieser Bialowiezer Forst ist keine Parklandschaft. Das ist widerwärtigster Walddschungel. Wie man da kämpft, weiß ich auch nicht. Das haben wir nicht gelernt. Wir müssen also, wenn's drauf ankommt, schnell umdenken und umlernen.«

Die meisten hatten in sich hineingegrinst. Natürlich würde

sie kein Park erwarten, das war doch sonnenklar. Aber solche Sprüche, wie: »Das könnt ihr alles vergessen!« – Na ja, der Alte überzog mal wieder, malte den Teufel an die Wand, wo's vielleicht gar keinen gab.

Doch jetzt, nach zwei Stunden Marsch, sahen sie ein, daß ihr Chef nicht übertrieben, eher verharmlost hatte. Bei dieser schwülen Hitze sich durch den Wald zu kämpfen, das war die Hölle.

Aber noch schlimmer als die körperliche Anstrengung war die Stille im Wald. Das zerrte an den Nerven. Verdammt, wo waren die Russen? Über siebentausend sollten sich angeblich im Forst versteckt halten.

Es gab nicht wenige, die es für wahrscheinlich hielten, daß die Russen gar nicht daran dachten, aus ihrer Deckung herauszukommen.

Oberfeldwebel Scharf war da anderer Ansicht. Er hielt es für möglich, daß die Russen erst dann zum Gegenstoß antraten, wenn die deutschen Regimenter tief genug in den Wald vorgedrungen waren, um sie dann von ihren rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden.

Beim Nachbarregiment tackerten Maschinengewehre. Vereinzelt krachten Gewehrschüsse. Minuten später herrschte wieder Stille. Da haben welche die Nerven verloren, dachte Scharf.

Von hinten hetzte ein Kompaniemelder heran, völlig außer Atem, das Gesicht von herunterhängenden Ästen und Zweigen zerkratzt, schweißbedeckt.

Oberfeldwebel Scharf blieb stehen. »Was gibt's?« fragte er gereizt.

»Anfrage vom Chef, warum es nicht schneller vorangeht«, keuchte der Melder.

»Das sieht doch 'n Blinder«, antwortete Scharf wütend. »Oder geht ihr da hinten in einem Schloßgarten spazieren? Sag dem Chef, alles sei in bester Ordnung. Und wenn wir auf Feind

stoßen, hört ihr es ja. Alles klar?«

»Ja, schon«, sagte der Melder. »Aber der Oberleutnant ist nervös. Er bekommt dauernd über Funk Anfragen, warum es nicht vorangeht.«

Scharf schob den Stahlhelm in den Nacken und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Dann sagte er:

»Am besten wird es sein, wenn der Chef das Funkgerät einfach abstellt. Und nun zisch los!«

Der Melder nickte. Natürlich würde er sich hüten, Scharfs Vorschlag an den Chef weiterzugeben. Er verschwand eilig in den Büschen.

Diese Armleuchter da hinten, dachte Scharf wütend. Als wüßten sie nicht selbst, wie schwer man sich tat. Nichts ging ihnen schnell genug. Und wer hielt den Kopf hin? Die doch nicht...

Nach einer weiteren halben Stunde, in der nichts geschah, machte plötzlich der Obergefreite Kaja schlapp. Er warf seine MPI auf den Boden und hockte sich, nach Atem ringend, daneben.

Als Scharf es bemerkte, näherte er sich dem Obergefreiten in der Absicht, ihm gut zuzureden, ihn aufzumuntern.

»Na los, Kaja, auf die Beine! Sie wollen doch nicht schlappmachen? Also, vorwärts! Sie schaffen es schon.«

Des Obergefreiten Reaktion war äußerst überraschend. Er stand nicht etwa auf, sondern sprang förmlich in die Höhe, als hätte man ihn mit einer Nadel gestochen. Am ganzen Leib zitternd, begann er zu fluchen. Aber das war man von ihm gewöhnt. Außerdem gab es da eine Vorgeschichte, die jeder in der Kompanie kannte. Im Frankreichfeldzug war Kaja sieben Stunden lang in einem Unterstand verschüttet gewesen. Im letzten Moment konnte er befreit werden. Man schaffte ihn ins Lazarett. Acht Tage später tauchte er wieder bei der Truppe auf.

»Keine Nachwirkungen durch die Verschüttung festzu-

stellen«, hatten die Ärzte diagnostisiert.

Seitdem waren Kajas Nerven jedoch ziemlich angekratzt. Er drehte aus nichtigem Anlaß durch, legte sich mit Vorgesetzten an, verlor schnell die Kontrolle über sich. Andererseits war er ein hervorragender Soldat, der nicht umsonst mit beiden Eisernen Kreuzen ausgezeichnet worden war. Aber wie gesagt, wenn er seinen Koller bekam ...

Ohne einen scharfen Ton anzuschlagen, forderte der Oberfeldwebel Kaja auf: »Nun komm schon. Wir müssen weiter.« Er legte kameradschaftlich seinen Arm um die Schulter des Obergefreiten, doch dieser fing zu brüllen an:

»Was haben Sie mir schon zu sagen! Ich marschiere noch, wenn Sie längst alle viere von sich strecken. Ich marschiere noch, wenn Sie und alle diese Ärsche hier« – und dabei beschrieb er mit dem Kopf einen Kreis – »längst in die Knie gegangen seid.«

Mit bebenden Händen streifte er sein Sturmgepäck über und hob die Maschinenpistole vom Boden auf. »Und im übrigen...« fuhr er fort, aber diesmal schnitt ihm Scharf das Wort ab.

»Jetzt reicht's, Kaja. Halten Sie den Mund!«

Aber der Obergefreite ließ sich nicht einschüchtern. »Ich werde in diesem gottverdammten Wald marschieren«, schrie er, »bis ich tot umfalle. Da braucht weder ein Offizier noch ein Feldwebel zu quatschen, und wenn ich umfalle, bin ich Ihrer Leiche allemal noch zehn Meter voraus. Sorgen Sie sich bloß nicht, daß ich schlappmachen könnte.«

Er stapfte hinter den anderen drein, die genüßlich vor sich hingrinsten.

Oberfeldwebel Scharf überlegte. Solch ein Tobsuchtsanfall konnte im ungeeigneten Moment schlimme Folgen haben. Was sollte er tun? Es gab nur zwei Möglichkeiten. Entweder man übergang die Sache mit Stillschweigen, oder man statuierte ein Exempel. Nach der Militärstrafgesetzzordnung hätte er Kaja

festnehmen und beim Kompaniechef Tatbericht einreichen können. Doch er ließ es auf sich beruhen, nahm sich aber vor, Kaja zukünftig bei gefährlichen Stoß- oder Spähtrupps nicht mehr einzusetzen...

Und noch immer keine Spur vom Feind, was den Gefreiten Schauer zu der bissigen Bemerkung veranlaßte: »Wißt ihr was? Der Iwan sitzt gar nicht im Wald, der hockt in den wenigen Ortschaften bei den Weibern und grinst sich eins.«

»Schnauze halten!« pfiff ihn Scharf an.

Schauer zuckte die Schultern. »War nicht so gemeint, Herr Oberfeldwebel. Aber ich wette, daß wir keinen Iwan zu sehen kriegen. Wenn überhaupt welche im Wald und nicht längst abgehauen sind.«

»Weiter! Verdammt, macht schneller!« drängte der Oberfeldwebel.

»Na, schön«, brummte der Gefreite Schauer, »meinetwegen schinden wir uns weiter durch diesen verfluchten Scheißwald.«

Er packte wütend seinen Karabiner und schlug mit dem Kolben einen herunterhängenden Ast ab, der ihm im Weg stand.

In diesem Augenblick zerriß eine MG-Garbe die Stille. Reihenweise patschten Geschosse gegen die Bäume, fetzten ins Unterholz.

»Volle Deckung«, schrie Oberfeldwebel Scharf.

Die Hölle brach über den Spähtrupp herein. Aus dem einen MG wurden zwei, dann drei. Gewehrschüsse krachten. Handgranaten explodierten.

Verdammt, wir sind auf eine Sperre aufgelaufen, schoß es Scharf durch den Kopf.

Erneut detonierten vor ihnen Handgranaten. Die Entfernung zum Feind konnte nicht mehr als zwanzig, dreißig Meter betragen. Aber wo steckten die Russen? Kein Mündungsfeuer war zu erkennen.

Verflucht! Wie konnte das passieren? überlegte der

Oberfeldwebel. Leichtsinn. Der pure Leichtsinn. Man war sorglos geworden, hatte sich durch die Stille im Wald einlullen lassen. Jetzt hatten sie die Quittung bekommen.

Der Gefreite Beckerath, der neben Schauer hinter einer meterdicken Eiche lag, brüllte seinem Kameraden höhnisch ins Ohr:

»Deine Iwans liegen wohl doch nicht bei den Weibern, wie?«

Die letzten Worte verschluckte er fast, weil eine MG-Garbe handbreit über ihnen den Stamm der Eiche aufsägte.

Der Feuerüberfall auf den Spähtrupp wirkte wie ein Signal. Schlagartig begannen jetzt auch beim Nachbarregiment die Waffen zu sprechen. Pak bellte. Russische und deutsche MG wechselten sich in furioser Feuerfolge ab. Dazwischen wummerten Handgranatenexplosionen.

Scharf drehte sich zur Seite, schrie nach einem Melder.

Beckerath, der den Ruf als erster vernommen hatte, kroch auf dem Bauch heran.

»Meldung an Kompanie«, sagte Scharf. »Sind auf Feind gestoßen. Beschuß durch mehrere MG. Vermutlich liegen wir vor einer Sperre.«

Der Gefreite nickte und verschwand, rückwärts kriechend, zwischen dichten Erlenbüschen.

Die russischen MG hämmerten weiter. Querschläger sirrten und fauchten durch die Luft.

Scharfs Männer lagen bewegungslos, zogen die Köpfe ein. Der Oberfeldwebel überlegte. Sollte er das Feuer erwidern? Sinnlos. Wohin schießen, wenn der Gegner nicht zu sehen war? Angreifen? Nein! Das würde Tote und Verwundete geben. Abgesehen davon war der Spähtrupp viel zu schwach.

Noch während der Oberfeldwebel verzweifelt nach einem Ausweg suchte, pfiff haarscharf an seinem Kopf eine Gewehrkugel vorbei und patschte in den Baumstamm, hinter dem er lag.

Scharf rollte zur Seite, nahm hinter einer Buche Deckung. Keine Sekunde zu früh. Dort, wo er eben noch gelegen hatte, schlug erneut eine Kugel ein, klaffte im Baumstamm, in Brusthöhe, ein Loch.

Jetzt wußte Scharf Bescheid. Scharfschützen! Sie saßen irgendwo in den Baumkronen, gut getarnt und von unten nicht zu sehen. In aller Ruhe konnten sie sich ihre Ziele aussuchen.

Und da war's auch schon passiert. Auf allen vieren kriechend, robbte Scharfs Stellvertreter, Unteroffizier Sautter, heran.

»Bernheimer hat's erwischt«, meldete er. »Kopfschuß. Mitten in die Stirn. In den Bäumen hocken Scharfschützen, Herr Oberfeldwebel.«

»Was Sie nicht sagen«, höhnte Scharf. »Wo liegt der Tote?«

»Krause und Sieghart haben ihn schon zurückgebracht.«

Scharf nickte. »Gehen Sie auf Ihren Platz zurück, Sautter. Und seien sie vorsichtig. Mit diesen ...« Aber da war der Unteroffizier schon wieder verschwunden.

Der Oberfeldwebel nahm sein Fernglas, suchte die Baumwipfel ab. Aber er konnte den oder die russischen Scharfschützen nicht ausmachen. Dafür krachte es zum dritten Mal. Die Kugel schlug um Haaresbreite neben Scharfs Kopf in den Baum.

»Verdammt!« fluchte der Oberfeldwebel. »Verdamnte Scheiße!«

Dem Scharfschützen mußte das Handwerk gelegt werden, bevor er noch mehr Schaden anrichten konnte. Aber wie das anstellen?

Jetzt erst bemerkte Scharf, daß nur noch ein russisches MG schoß. Dafür nahm beim Nachbarregiment der Gefechtslärm zu.

Ein Geräusch ließ Scharf zusammenzucken. Blitzschnell brachte er die MPi in Anschlag. Da hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme.

»Ich bin's, Kaja, Herr Oberfeldwebel. Nicht bewegen. Ich glaube, ich hab' das Schwein entdeckt. Stecken Sie doch mal Ihren Stahlhelm auf den MPi-Lauf und halten ihn ein bißchen hoch. Vielleicht fällt der Mistkerl auf den Trick herein.«

Peng! Die nächste Kugel schlug in Schulterhöhe in den Baumstamm, hinter dem Scharf in Deckung lag.

»Nun machen Sie schon«, drängte Kaja.

Ausgerechnet Kaja, dachte Scharf. Noch vor einer halben Stunde schrammte dieser verdammte Bursche an einem Tatbericht vorbei, und jetzt war er wieder der alte, kampferprobte Haudegen und wieder voll drauf.

Der Oberfeldwebel kannte natürlich den Trick mit dem Stahlhelm. Er fehlte in keiner infanteristischen Grundausbildung. Die Frage war nur, ob die Russen ihn nicht auch kannten. In diesem Fall brauchte der russische Scharfschütze nur einen halben Meter tiefer zu halten.

»Nur ein paar Zentimeter, nicht mehr«, sagte Kaja ungeduldig.

Scharf nahm den Stahlhelm ab, steckte ihn auf den Lauf seiner MPi und hob diesen etwas in die Höhe.

Schon krachte der Schuß. Scharfs Stahlhelm flog durch die Luft und fiel scheppernd am Boden auf.

In diesem Moment, vielleicht den Bruchteil einer Sekunde später, peitschte ein zweiter Schuß.

Kaja hatte geschossen!

Als Scharf den Kopf hob, sah er, wie in einer Entfernung von vielleicht siebzig Metern von einem Baum herab ein Körper durch die Luft segelte, sich mehrmals überschlug, krachend auf einem starken Ast aufprallte und dann wie ein Stein zu Boden stürzte.

»Das war's«, kommentierte der Obergefreite. »Der geht keinem von uns mehr an die Wäsche.«

Scharf stieß hörbar die Luft aus, lehnte sich gegen den Baumstamm. Seine Beine begannen zu zittern, und auf dem

Rücken und in den Achselhöhlen brach der Schweiß aus. Nur allmählich löste sich seine physische und psychische Anspannung. Aber dann hatte er sich wieder in der Gewalt, und zu Kaja gewandt, sagte er:

»Danke. Auf Grund dieses Schusses, Kaja, können Sie sich noch ein paar Blödheiten mehr erlauben.«

Der Obergefreite grinste breit. »Werd' mir's merken, Herr Oberfeldwebel. Sie wissen ja, Kaja ist immer für etwas gut.«

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Hinter ihnen brachen Äste, stampften Schritte durch den Wald. Metall klapperte. Dann rief eine Stimme: »Ist dort Spähtrupp Scharf?«

Es war Feldwebel Barreis mit seinem zweiten Zug, den die Kompanie zur Verstärkung geschickt hatte.

Oberfeldwebel Scharf und Feldwebel Barreis besprachen sich. Wie sollten sie vorgehen? Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder Frontalangriff nach einem MG-Feuerschlag, oder es wurden zwei Gruppen gebildet, wovon die eine versuchen mußte, das Widerstandsnest der Russen zu umgehen, um es im Rücken anzugreifen. Aber in diesem Fall bestand die Gefahr, daß man sich gegenseitig behinderte oder sogar beschoß.

Die klassische Methode schien Oberfeldwebel Scharf zu umständlich zu sein. Außerdem durfte keine unnötige Zeit verloren werden. Der Befehl der Kompanie lautete eindeutig und unmißverständlich: »Feindwiderstand ist unverzüglich zu brechen!«

»Also was?« fragte Feldwebel Barreis.

»Wir greifen frontal an. Feuerzusammenfassung und dann nichts wie drauf. Oder hast du einen besseren Vorschlag?«

Barreis schüttelte den Kopf. Nein, er hatte keinen besseren Vorschlag.

Feuerzusammenfassung! Das klang vielversprechend. Die Frage war nur: Auf was, oder auf wen sollten sie eigentlich schießen? Vom Gegner war nichts zu sehen, seinen Standort konnte man günstigenfalls ahnen.

Die Maschinengewehre wurden in Stellung gebracht. Die Grenadiere pflanzten die Seitengewehre auf, steckten sich Handgranaten ins Koppel.

»Mit Hurra oder ohne Hurra?« erkundigte sich einer von Barreis Gruppenführern.

»Natürlich mit Hurra!« sagte dieser.

»Fertigmachen zum Angriff. Auf mein Pfeifensignal stürmen wir los«, rief Oberfeldwebel Scharf.

Aber zum Angriff kam es nicht. Das einzige Russen-MG; das bisher sporadisch geschossen hatte, schwieg plötzlich. Stille trat ein. Dann knackten Äste, Metall klapperte, das Rascheln flüchtiger Schritte.

»Sie sind abgehauen«, sagte Oberfeldwebel Scharf. »Die Brüder sind auf und davon. Was sagst du jetzt?«

Barreis zuckte die Schultern. »Ich traue dem Frieden nicht. Könnte auch ein lausiger Trick sein. Tun so, als hätten sie sich abgesetzt, und wenn wir losrennen, geht der Zauber von vorne los.«

Sie warteten. Fünf Minuten. Als sich dann immer noch nichts rührte, gab der Oberfeldwebel den Befehl zum Angriff.

Breitgefächert schlichen sich die Grenadiere an das »Widerstandsnest« heran, die Handgranaten griffbereit, die Seitengewehre aufgepflanzt.

Doch nichts passierte. Es gab weder eine Baumsperre, noch getarnte Bunker. Nur Bäume, Bäume, Bäume und verfilztes Unterholz.

Dann standen sie plötzlich vor einer freigeschlagenen Waldlichtung. Im Zentrum der Lichtung zwölf Schützenlöcher, zwei Meter tief, einen Meter breit, in sogenannten Schußkanälen.

»Hätte ich es nicht selbst erlebt, glaubte ich, geträumt zu haben«, sagte Oberfeldwebel Scharf verblüfft. »Zwölf Mann veranstalten einen Feuerzauber, als verteidige sich ein ganzes Bataillon. Es ist nicht zu fassen.«

Feldwebel Barreis, genauso überrascht, pflichtete ihm bei:

»Ganz schön clever, diese Russen. Da könnten sich unsere superschlauen Taktiker 'ne Scheibe abschneiden.«

Größtes Interesse galt den »Schußkanälen«. Diese Art der Verteidigung kannte man noch nicht, wie überhaupt der sogenannte Waldkampf ein Stiefkind der deutschen Gefechtsausbildung war. Mußte der deutsche Infanterist in einem Wald- oder Dickichtgelände kämpfen, legte er feindwärts möglichst breite Schußschneisen an. Alle Geländehindernisse, wie hohes Gras usw., wurden hierzu beseitigt. Diese Verteidigungstaktik wurde schon im I. Weltkrieg auf beiden Seiten praktiziert, besonders in den Wäldern der Vogesen. Aber die Vogesen waren eben nicht der Bialowiezer Forst, dieser gewaltige dschungelartige Urwald. Hier herrschten andere Gesetze.

Die Russen machten es anders. Sie errichteten keine »Schußschneisen«, also Kahlschläge, sie bauten sich »Schußkanäle«, meist in einer Tiefe von fünf, sechs Metern. Vorne, feindwärts, wurde das Unterholz nur bis Hüfthöhe gelichtet und der »Schußkanal« durch Zweige getarnt, die jederzeit beseitigt werden konnten. In diesen »Schußkanälen« lagen die MG- und Gewehrschützen, gut getarnt, für den Gegner praktisch unsichtbar. Und noch einen Vorteil hatte diese Methode: Man sah kein Mündungsfeuer.

Als Oberleutnant Ferguson die »Schußkanäle« inspizierte, wurde er sehr nachdenklich.

»Das sind ja teuflische Fallen«, konstatierte er sachlich. »Ich denke, wir müssen rasch umlernen, wenn wir größere Verluste vermeiden wollen.«

Ferguson informierte das Bataillon, dieses das Regiment. Das Resultat: Ein Regimentsbefehl, der verbot, feindliche Widerstandsnester, wann immer es möglich war, nicht mehr frontal anzugreifen, sondern sie zu umgehen und von hinten aufzurollen.

Eine sicherlich kluge Maßnahme. Doch sollte sich bald herausstellen, daß die Russen noch ganz andere Tricks auf Lager hatten...

Nach dem ersten Feuerwechsel mit dem Feind wurde die Angriffsbreite des I. Bataillons IR 215 auf vierhundert Meter erweitert, die Kompanien waren tiefer gestaffelt.

Eine durch Pioniere verstärkte vierzehn Mann starke Vorausgruppe der 3. Kompanie erhielt den Auftrag, entlang der großen Waldschneise vorzufühlen, um eventuelle Straßensperren oder Minenriegel zu erkunden. Sowohl die Division als auch das Regiment rechneten fest damit, daß der Russe irgendwo die Schneise sperren würde. Es konnte ihm schließlich nicht gleichgültig sein, wenn die Deutschen die Schneise als Nachschubweg benutzten.

Doch seltsamerweise schienen sich die Sowjets für die »Waldrollbahn«, wie die Forstschneise deutscherseits genannt wurde, nicht zu interessieren. Die Vorausgruppe stieß weder auf eine Sperre noch auf ein Minenfeld.

Es war der pure Zufall, daß die Vorausgruppe unter Führung von Unteroffizier Neumann, plötzlich auf einen Pfad stieß, der, da keine Fußspuren zu sehen waren, vom Feind offenbar noch nicht benutzt worden war.

Neumanns Hoffnung, der Weg würde sich eine längere Strecke an der Schneise entlangziehen, erfüllte sich nicht. Er endete schon nach wenigen hundert Metern vor einer Wand undurchdringlichen Gestrüpps. Hier gab es vorerst kein Durchkommen.

»Halt!«

Durch das Glas beobachtete Unteroffizier Neumann sorgfältig das Gelände, konnte jedoch nichts Verdächtiges entdecken.

Stille ringsum. Kein Gefechtslärm. Weder im Angriffsstreifen des eigenen Bataillons, noch bei den Nachbareinheiten.

Sollte sich der Russe, wie vielfach angenommen wurde, doch in den sicheren nördlichen Teil des Forstes zurückgezogen haben?

Da sagte plötzlich der Gefreite Eichner, ein erfahrener Spähtruppmann, mit einem Ausdruck von Verblüffung in der Stimme:

»Sehen Sie mal, Herr Unteroffizier, was da herumliegt.« Er bückte sich und hob eine Handvoll Gewehrpatronen vom Boden auf.

Neumann winkte ab. »Na, wenn schon. In diesem verdamnten Wald werden Tausende von Patronen herumliegen. Warum also nicht hier?«

Doch Eichner blieb hartnäckig. »Ich weiß nicht, aber das gefällt mir nicht. Es könnte ja sein, daß die Iwans die Patronen absichtlich weggeworfen haben, um uns auf eine bestimmte Spur zu locken.«

Neumann lachte. »Menschenskind, Eichner, Sie mit Ihrer blühenden Phantasie.«

Da fand ein anderer vor dem Dickicht eine Gasmaskenbüchse, voll mit Sonnenblumenkernen. Und ein dritter entdeckte am Rand des Buschstreifens ein Loch, das wie der Eingang zu einem Tunnel aussah, der allerdings meisterhaft getarnt war, so daß man schon sehr genau hinsehen mußte, um das Loch zu entdecken.

Jetzt wurde Unteroffizier Neumann doch mißtrauisch. Alles deutete darauf hin, daß sich in diesem Gelände noch vor kurzem Russen herumgetrieben hatten, aus welchen Gründen auch immer.

»Friede, Freude, Eierkuchen wie?« spottete der Gefreite Eichner und stülpte seine Unterlippe vor, das sicherste Zeichen, daß er angestrengt nachdachte. Schließlich wandte er sich an Unteroffizier Neumann und meinte:

»Wenn Sie mich fragen: Hier stinkt's gewaltig.«

Neumann nickte. »Sieht fast so aus. Wissen möchte ich nur,

was es mit dem Tunnel auf sich hat.«

»Kein Problem, das werden wir gleich haben«, sagte der Obergefreite Fuchs, der Pionierspezialist der Kompanie. Er schob sich an Neumann vorbei und trat an das Dickicht heran.

»He, was hast du vor?« rief Neumann und wollte den Obergefreiten zurückhalten. Aber der stand schon vor der Hecke oder dem Loch, das wie ein Tunnel aussah und stocherte mit dem Karabinerlauf im Gestrüpp herum.

Sekunden später stieß er einen leisen Pfiff aus. »Hab's mir doch gedacht, daß da was faul ist.«

Zur grenzenlosen Überraschung Neumanns und der anderen hob der Obergefreite eine kleine Zwergfichte auf, dann noch eine, und noch eine.

»Eine künstliche Hecke!« entfuhr es Neumann. »Fuchs, du bist schlauer, als ich dachte.«

»Nee, ich bin nicht schlauer«, antwortete der Obergefreite und grinste. »Ich hab' nur ein bißchen Phantasie, verstehst du? Ich möchte nämlich meine Rübe noch 'ne Weile obenbehalten.« Er schickte sich an, den ganzen Buschstreifen abzuräumen, aber da fiel ihm Neumann in den Arm.

»Bist du wahnsinnig geworden? Hände weg von dem Zeug!« Neumann schob Fuchs zur Seite und begann, vorsichtig den Boden vor der Hecke mit den Händen abzutasten, Zweige auseinander zu biegen.

»Du glaubst doch nicht etwa, die Iwans haben 'ne Überraschung versteckt?« fragte Fuchs mit zusammengekniffenen Augen.

Neumann winkte ihn heran und deutete auf eine bestimmte Stelle am Boden.

»Und was ist das hier, Oberpionier?«

Der Obergefreite sah seinen Gruppenführer verblüfft an.

»Hol's der Teufel. Da haben sie 'ne S-Mine vergraben.«

»Ja«, bestätigte der Unteroffizier. »Eine S-Mine. Und wenn du genau hinsiehst, wird dir auffallen, daß die Mine mit

Drähten gekoppelt ist. Kommst du an den Draht, fliegt der ganze Mist in die Luft und du mit. Prima Sache, wie?«

Es handelte sich tatsächlich um eine S-Mine, die unter der obersten Erdschicht vergraben war.

Von den Russen wurden S-Minen, eigentlich Holzkastensminen, vornehmlich zur Bekämpfung der feindlichen Infanterie verwendet. Diese teuflischen Dinger, wurden sie zur Entzündung gebracht, sprangen ungefähr einen halben Meter hoch und verstreuten im Umkreis von rd. dreißig Metern Stahlkugeln, die entsetzliche Wunden rissen.

Am ersten Tag des Rußlandfeldzuges war Neumann Zeuge geworden, wie ein Mann auf eine Holzkastensmine getreten war. Dem Unglücklichen waren beide Beine abgerissen worden. Er verblutete an Ort und Stelle. Neumann hatte noch jetzt die gräßlichen Schreie des Verwundeten in den Ohren.

Gewarnt durch dieses Erlebnis, befahl Unteroffizier Neumann, das Gelände vor dem Buschstreifen nach verborgenen Minen abzusuchen, bevor man dem Geheimnis des Tunnels auf die Spur kommen wollte.

Diese Vorsichtsmaßregel wurde dem Spähtrupp zum Verhängnis!

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel setzte rasendes MG- und Gewehrfeuer in ihrem Rücken ein.

Schon die erste MG-Garbe streckte drei Mann, tödlich getroffen, zu Boden. Zwei weitere wurden verwundet und schrien gellend um Hilfe.

Panik brach aus. Jeder versuchte, die nächstmögliche Deckung zu erreichen, wobei niemand wußte, woher eigentlich das Feuer kam. Nur, daß sie von hinten beschossen wurden, darüber gab es keinen Zweifel. Wo aber lagen die MG- und Gewehrschützen? Man war doch noch vor wenigen Minuten ohne Feindberührung auf dem Pfad entlangmarschiert.

Der einzige, der die Nerven behielt, war Unteroffizier Neumann. In das Prasseln und Knattern der Gewehr- und MG-

Schüsse hinein brüllte er so laut er konnte:

»Auf dem Bauch kehrt! Feuer frei auf die Büsche hinter uns. Los, macht schon! Feuer!«

Die Gruppe schoß blindlings in die Büsche, zwischen die Bäume. Einige warfen Handgranaten ins Gestrüpp. Pure Verzweiflungsakte. Und wieder wurden zwei Mann verwundet.

Neumann, blaß vor Wut, schrie: »Kommt raus, ihr Ärsche! Los doch, kommt raus!«

Mit einemmal stellte der Gegner fast schlagartig das Feuer ein. Von einer Sekunde zur anderen. Nur das Wimmern der Verwundeten war zu hören.

»Sprung auf, marsch, marsch, zum Jubelfinale«, brüllte der Obergefreite Fuchs.

Es sollte ein Scherz sein, wenn auch ein gallenbitterer. Aber keiner lachte. Alle waren wie gelähmt und rührten sich nicht vom Fleck.

Minuten verstrichen. Nichts rührte sich. Jetzt standen Neumanns Männer vom Boden auf. Die Verwundeten wurden notdürftig versorgt. Die Toten mußte man vorerst liegenlassen, um die hatte sich die Kompanie zu kümmern.

Neumann hockte sich nieder und zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. Er zog Bilanz. Und die sah verdammt schlecht aus. Drei Tote. Vier Verwundete. Ein zu hoher Preis für einen Auftrag, der nur zur Hälfte ausgeführt war.

Alle aber fragten sich: Wie konnte es zu diesem Gemetzel kommen?

Wenig später wurde das Rätsel gelöst. Es war zum Haare ausraufen! Die Gruppe war erneut diesem miesen Trick mit den »Schußkanälen« aufgesessen.

Über ein Dutzend dieser teuflischen Fallen fanden Neumanns Männer. Sie unterschieden sich von den bisherigen insofern, als sie genau umgekehrt angelegt waren. Vorne zugetarnt, hinten offen. Man lief demnach erst einmal

ahnungslos an ihnen vorbei, und dann kam der Feuerschlag.

Verfluchter Bialowiezer Forst!

Am Mittag dieses Tages meldete die 78. Infanteriedivision dem Korps: »Feind stellt sich zum Kampf.«

Die Division irrte sich. Der Feind stellte sich nicht zum Kampf. Es kam zwar da und dort erneut zu sporadischen Feuerüberfällen, der eine oder andere Stoßtrupp tappte in einen geschickt gestellten Hinterhalt, aber von organisierter Abwehr oder gar einem Gegenangriff konnte keine Rede sein.

Bis dann ein Nahauflärer der Luftwaffe für Aufregung und Hektik sorgte. Der Pilot hatte in der Ortschaft Popielow russische Truppenmassierungen entdeckt, darunter auch leichte Panzer, Artillerie, sogar Selbstfahrlafetten.

Popielewo liegt inmitten des Bialowiezer Forstes, schwer zu erreichen, da alle Zugänge durch den Urwald und über Sumpfstreifen führten.

Korps und Divisionsführung waren sich darüber im klaren, daß die Ortschaft Sammelpunkt der versprengten russischen Einheiten war. wahrscheinlich auch Kommandozentrale des Bialowiezer Widerstandes.

Bei einem Stoßtruppunternehmen fiel ein sowjetischer Oberleutnant in deutsche Hände. Der Offizier, der sich allein durch den Urwald durchschlagen wollte, um die Beresina zu erreichen, befand sich in einem bejammernswerten Zustand. Halb verhungert, krank, am Ende seiner Kräfte, leistete er dem Verhör des Divisions-Ic^{*} keinen Widerstand, er sagte aus.

Das Ergebnis bestätigte die Vermutung der Division, daß sich in Popielow der Widerstand organisierte. Nach den Aussagen des Gefangenen sammelte ein gewisser Oberst Jaschin, ein Offizier der jüngeren Kommandeursgeneration, die letzten Truppen aus General Potaturtschews versprengter Division und Teilen dreier anderer Divisionen, um aus ihnen eine kampfstärke Einheit zu bilden. Der Kampfwille dieser

* Abwehr- und Feindlageoffizier

zusammengewürfelten Truppe sei hervorragend, berichtete der gefangene Offizier, die Rotarmisten seien fest davon überzeugt, den Durchbruch nach Osten zu schaffen. Verstärkt werde diese Truppe noch durch zahlreiche kleinere Partisaneneinheiten, deren Aufgabe es sei, ins deutsche Hinterland einzudringen, um dort Verwirrung zu stiften und Überfälle auf deutsche Nachschubeinheiten durchzuführen.

Da an den Aussagen des gefangenen sowjetischen Offiziers nicht zu zweifeln war, die Luftaufnahmen ebenfalls ein wichtiges Indiz für die Massierung russischer Truppen in Popielow waren, blieb dem Korps gar keine andere Möglichkeit, als die Ortschaft anzugreifen. Ein paar Tausend bis zum letzten entschlossene Rotarmisten bildeten eine ernste Gefahr für die Flanken der 78. ID. Es mußte rasch gehandelt werden.

Noch am Nachmittag des 29. Juni bildete die 78. Infanteriedivision eine Kampfgruppe aus Infanterie, 3,7-cm-Pak, leichten Feld-Geschützen, einem Pionierzug und einem SPW-Zug mit 5-cm-Kanonen.

Führer der Kampfgruppe, 250 Mann stark, war Hauptmann Bennewitz. Unterstellt wurde die Kampfgruppe dem III. Bataillon IR 215.

*

Der erste gegnerische Widerstand stellte sich bereits nach einstündigem, erschöpfendem Marsch über krumme, unübersichtliche Pfade entlang einer Telegrafenerleitung ein, als kleinere Partisanengruppen die vordringende Kampfgruppe mit Scharfschützenfeuer aufzuhalten versuchten.

Die Feuerüberfälle waren tückisch und kamen überraschend. Um größere Verluste zu vermeiden, und nicht blindlings in Hinterhalte zu geraten, griff der Kampfgruppenführer wieder zu dem altbewährten Mittel: Stoßtrupps voraus! Sie sollten das

feindliche Feuer herauslocken, den Gegner frühzeitig in seinen Waldstellungen aufspüren.

Einer dieser Stoß- oder Spähtrupps war der des Feldwebel Mattischek.

Der neunzehn Mann starke Trupp hatte gerade einen Kahlschlag im Urwald erreicht. Frisch gefällte Baumstämme lagen herum, da und dort waren noch Feuerstellen zu erkennen. Vermutlich sollte hier ein vorgeschobener Stützpunkt der Russen errichtet werden.

Jenseits des Kahlschlages eine Waldschneise, die sich schnurgerade in nordöstlicher Richtung hinzog und nach der Karte, soweit diese stimmte, bis zur Ortschaft Popielow führte.

Feldwebel Mattischek ließ seine Männer Deckung nehmen. Die Nähe der Ortschaft und das bisherige Feindverhalten – man war ja auf keinen größeren Feindwiderstand gestoßen – hatten Mattischek vorsichtig werden lassen. Irgendwann, so überlegte er, mußten sie schließlich auf Vorpostenstellungen der Russen stoßen. Er konnte sich nur schwer vorstellen, daß die Ortschaft nicht gesichert war. Dieser Kahlschlag mit der Schneise bot sich für eine Verteidigungsstellung aber geradezu an.

»Hänel, Jenisch, Pallauf! In Richtung Schneise vorfühlen. Einzeln und im Sprung!« befahl der Feldwebel Unteroffizier Hänel. Gleichzeitig winkte er den Obergefreiten Schaper heran.

»Schaper, MG hier in Stellung! Sie übernehmen den Feuerschutz für Hänel.« Und an die anderen Grenadiere gewandt: »Auf mein Kommando sprungweise über den Kahlschlag.«

Unteroffizier Hänel nickte seinen Männern zu. Dann hob er den Arm und sprang auf. In Zickzacksprüngen rannte er über die Lichtung, Jenisch und Pallauf hinter ihm her.

Als die drei die Lichtung überquert hatten, gab Feldwebel Hänel dem zweiten Gruppenführer, Unteroffizier Brenner, den Befehl:

»Los, Brenner, mit dem Rest der Gruppe hinterher!«

Sie liefen so schnell sie konnten, rutschten auf dem glitschigen Waldboden aus, rangen nach Atem und hasteten weiter.

Da – Gewehrschüsse!

Der neben Unteroffizier Brenner herlaufende Gefreite Albert stieß einen erstickten Schrei aus, torkelte, drehte sich um seine eigene Achse. »Mich hat's ...!« hörte Brenner den Kameraden rufen, dann stürzte Albert, fiel auf das Gesicht und rührte sich nicht mehr.

Einen Moment zögerte Unteroffizier Brenner, wollte dem Karneraden zu Hilfe eilen, aber da pffiffen Gewehrschüsse haarscharf an seinem Kopf vorbei.

»Weiterlaufen! Weiterlaufen!« brüllte von hinten Feldwebel Mattischek.

Brenner gehorchte dem Befehl. Er wußte, daß es sein Leben kosten würde, bliebe er stehen.

Ein rascher Blick auf die anderen. Die hatten die Gefahr erkannt und rannten im Zickzack auf die jenseitige Waldlichtung zu, wobei sich alle im klaren waren, daß sie von Baumschützen beschossen wurden.

Mit dem Doppelglas suchte indessen Feldwebel Mattischek die mächtige, dicht stehende Baumwand der gegenüberliegenden Waldlichtung ab. Er besaß ein vorzügliches Glas, ein Artillerieglas, das scharf vergrößerte. Aber er konnte die Baumschützen nicht entdecken.

Mit einem Fluch setzte der Feldwebel das Fernglas ab und winkte den Obergefreiten Schaper, der mit seinem MG in Stellung gegangen war.

»Baumfront in Wipfelhöhe abstreuen. Feuer frei!«

Das MG tackerte los, die Geschoßgarben prasselten in die Baumwipfel, rasierten armdicke Äste ab. Querschläger zirpten in die Luft.

Mattischek, neben dem MG liegend, beobachtete. Vier Mann

waren noch unterwegs.

»Weiterschließen!« brüllte der Feldwebel dem MG-Schützen zu.

Ratatata! Der erste Gurt war leergeschossen, blitzschnell legte der Obergefreite Schaper einen neuen ein, schoß weiter.

»Stopfen!« befahl Hänel. Dann: »Schaper, jetzt laufen Sie. Ich übernehme das MG und gebe Ihnen Feuerschutz.«

Feldwebel Mattischek beobachtete die jenseitige Baumfront und wartete auf das verräterische Aufblitzen eines Gewehrschusses.

Schaper rannte über die freie Fläche, ein Mann von kleiner Gestalt. Fünfzig, sechzig Meter. Gleich hat er's geschafft, dachte der Feldwebel, und kein Schuß von drüben. Die Russen hatten sich wohl abgesetzt.

Etwa dreißig Meter hatte der Obergefreite noch bis zum Waldrand, fünfzehn – zehn Meter!

In diesem Moment krachte wieder ein Schuß. Aber er kam aus dem diesseitigen Waldrand.

Schaper schien zu torkeln, wankte, dann stürzte er zu Boden. Aber er war mit Sicherheit nicht tödlich getroffen, das wußte Feldwebel Mattischek. Er hatte Erfahrung und es schon so oft gesehen, wie Menschen zu Boden stürzten, wenn sie tödlich getroffen waren. Schaper hatte getrickst, stellte sich tot.

All diese Gedanken schossen Feldwebel Mattischek blitzschnell durch den Kopf. Aber jetzt ging es um ihn selbst. Der russische Gewehrschütze lag hinter ihm irgendwo in seinem Versteck und wartete wahrscheinlich nur darauf, daß der Deutsche jetzt selbst losrennen würde.

Dem Feldwebel brach der Schweiß aus. Was tun? Er drehte sich vorsichtig um, packte das MG...

Da knallte es...

Mattischek erstarrte in der Bewegung, preßte sich auf den Boden. Das Projektil war so nahe an seinem Kopf

* Feuer einstellen

vorbeigezischt, daß er den Luftzog gespürt hatte.

Peng!

Dieses Mal bohrte sich die Gewehrkugel wenige Zentimeter vor Mattischek in den Boden. Dreck flog ihm ins Gesicht, ein winziger Stein ritzte ihm das linke Augenlid.

Nun wurde es ernst, bitterernst. Der dritte Schuß würde vermutlich nicht mehr danebengehen. Mattischek mußte jetzt alles auf eine Karte setzen. Es blieb ihm keine andere Möglichkeit, als die Flucht nach vorne anzutreten, schon deshalb, weil der russische Gewehrschütze das wahrscheinlich am allerwenigsten erwartete.

Wieder krachte ein Schuß. Wieder daneben. Noch war der Schußknall nicht verhallt, da sprang der Feldwebel auf, machte drei, vier Sätze nach links, wo ein gefälltter Baumstamm lag. Im Hechtsprung setzte er darüber hinweg, platschte zu Boden, schrammte mit dem Gesicht über ein Bündel starker Äste.

Der nächste Schuß! Der russischen Gewehrschütze hatte hinter Mattischek hergefeuert, aber eine Sekunde zu spät. Die Kugel war in den meterdicken Stamm gefahren.

Nun war der Feldwebel zwar in Sicherheit, aber er saß auch in der Falle. Nachdem der Russe nun wußte, daß der Deutsche hinter dem Baumstamm lag, würde er diesen keinen Moment aus den Augen lassen.

Eine fatale Situation. Mattischek blickte auf die Uhr. In spätestens zehn Minuten kam die Kampfgruppe nach, und er hatte keine Möglichkeit sie zu warnen.

In Mattischeks Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Das Blut pochte in seinen Schläfen. Er überlegte fieberhaft, was er tun konnte, um diese gefährliche Situation zu meistern.

Zum Glück gab es noch andere, die sich den Kopf darüber zerbrachen, wie dem Feldwebel geholfen werden könnte.

Unteroffizier Hänel hatte sich bereits einen Plan zurechtgelegt, um seinem Stoßtruppführer Luft zu verschaffen und den heimtückischen Gewehrschützen hereinzulegen.

Hänel besprach sich kurz mit seinen Leuten und Unteroffizier Brenner. Sie waren mit Hänels Plan einverstanden und versprachen ihm, Feuerschutz zu geben oder ihn zu warnen, wenn sich etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte.

Hänels Plan war so einfach wie simpel. Er gedachte, am südlichen Lichtungsrand entlangzukriechen, um wieder dorthin zu gelangen, von wo sie aus über die Lichtung gerannt waren. Dort lag zudem noch das MG, das Feldwebel Mattischek liegengelassen hatte.

Hänel war der festen Überzeugung,, daß es ihm gelingen würde, das Versteck des russischen Scharfschützen ausfindig zu machen, vorausgesetzt, er schoß weiter.

Nur mit zwei Handgranaten und der Null-Acht-Pistole bewaffnet, pirschte sich Unteroffizier Hänel, auf dem Bauch kriechend, am Lichtungsrand entlang. Es ging alles gut. Der Scharfschütze bemerkte ihn nicht, er war wohl zu sehr mit dem Deutschen hinter dem Baumstamm beschäftigt. Und er schoß wieder einmal. Er wollte unbedingt verhindern, daß der Deutsche seine Deckung verließ.

Die Minuten verrannen. Mattischek wurde allmählich nervös. Es mußte etwas geschehen. Er war ein guter und ausdauernder Läufer. Sollte er es nicht doch wagen, einfach loszurennen?

Da! Der Feldwebel zuckte zusammen. Eine ihm bekannte Stimme brüllte: »Rucky werch, komm raus!«

Hänel! Das war Hänels Stimme. Aber woher kam der so plötzlich?

»Raus, sage ich! Dwai, dawai!«

Immer noch Hänel. Und dann: »Na endlich! Hände hoch! Rucky werch! Und jetzt umdrehen! So ist's recht!«

»Hänel!« brüllte Feldwebel Mattischek. »Hänel, wo sind Sie?«

Der Unteroffizier antwortete: »Sie können aufstehen, Herr

Feldwebel. Ich hab' ihn. – Stoj! Noch einen Schritt, und ich

Mattischek sprang auf, stand einen Moment geduckt da, weil er Hänel nicht sehen konnte:

»Verdammt, wo stecken Sie, Hänel?«

»Hier, Herr Feldwebel«, antwortete der Unteroffizier und trat mit einem Rotarmisten, der die Hände hinterm Nacken hatte, aus dem Unterholz hervor.

Es handelte sich um einen noch ziemlich jungen Soldaten, der verwildert aussah und mit trotzigem Gesicht näher kam. Er wurde von Unteroffizier Hänel zur Eile angetrieben.

Dieses halbe Kind hat dich also in solche Verlegenheit gebracht, dachte Feldwebel Mattischek grimmig.

Vier Mann des Stoßtrupps kamen nun über die Lichtung gelaufen, die natürlich sehen wollten, wen Hänel da aufgestöbert hatte.

Der junge Rotarmist quittierte die Neugierde der Deutschen mit einem unverständlichen russischen Fluch, dann spuckte er den Männern wuterfüllt und verachtungsvoll vor die Füße.

Der Obergefreite Schaper, ein Hitzkopf, wollte ihn daraufhin mit dem Karabinerkolben schlagen, aber Mattischek fiel ihm in den Arm.

»Lassen Sie ihn in Ruhe, Schaper!«

»Ich lasse mich von so einem Mistkerl nicht ansucken!« brüllte der Obergefreite.

»Schluß jetzt!« befahl der Feldwebel.

Bewacht von zwei Männern mußte sich der Gefangene auf den Boden setzen, während Unteroffizier Hänel den Feldwebel beiseite nahm.

»Und jetzt sehen Sie sich mal das Ding an, in dem der Bursche steckte. Da staunen Sie Bauklötze!«

In der Tat, Feldwebel Mattischek verschlug es wirklich die Sprache, als ihm Hänel das »Ding« zeigte, aus dem der Rotarmist geschossen hatte. Es war das Raffinierteste, was der Feldwebel bisher an Tarnung gesehen hatte.

Direkt am Waldrand, inmitten eines Busches, hatte sich der Rotarmist einen sogenannten »Kriechkorb« hingestellt.

Der Grundrahmen dieses Gebildes bestand aus daumenstarken Ruten, im Rechteck hergestellt und nach Länge und Breite auf den jeweiligen Scharfschützen zugeschnitten. Über die Längsseiten waren bis zu einer Mittelhöhe von fünfzig bis sechzig Zentimetern sechs bis sieben daumenstarke Querböden gespannt und am Grundrahmen befestigt. Zur Verstärkung des Korbes waren noch sechs Längsruten eingezogen und an den Kreuzungsstellen mit dem Querboden befestigt.

In solch einem Kriechkorb, der oben und an der Seite noch mit dem Gelände angepaßten Tarnmaterial getarnt war, hatte ein Mann bequem Platz, ohne gesehen zu werden oder aufzufallen. Außerdem konnte der Korb mühelos transportiert werden. Er diente dem Schützen zudem noch als idealer Unterschlupf, wenn er sich darunter ein entsprechend tiefes Erdloch grub.

Wie geschickt und unauffällig der Rotarmist seinen »Kriechkorb« aufgestellt hatte, war schon daraus zu ersehen, daß einer von Mattischeks Männern unmittelbar neben dem Versteck des Russen gestanden haben mußte. Spuren am Boden deuteten jedenfalls darauf hin. Kaum einen Meter entfernt stand der Mann und hatte das Versteck des Rotarmisten nicht gesehen.

Zwischenzeitlich war die Spitzenkompanie der Kampfgruppe eingetroffen. Der Gefangene wurde überstellt. Oberleutnant Zeman ließ den Gefangenen sofort zum Kampfgruppenkommandeur bringen, um dort verhört zu werden. Seine Aussagen konnten unter Umständen für das Regiment von großer Wichtigkeit sein.

Doch dazu kam es nicht. Ganz plötzlich sprang der junge Rotarmist vom Boden auf, rannte drei ihm im Weg stehende Landser über den Haufen und versuchte, den schützenden

Waldrand zu erreichen. Wenige Meter davor streckte ihn der Feuerstoß aus einer deutschen Maschinenpistole zu Boden.

Als Unteroffizier Hänel an die Stelle eilte, wo der Rotarmist im Kugelhagel der MPi zusammengebrochen war, konnte er nur noch den Tod des Russen feststellen.

Hauptmann Bennewitz war zwar wenig erfreut darüber, daß der Gefangene nun tot war, aber daran war nichts mehr zu ändern. Die Zeit drängte. In spätestens einer Stunde mußte man die Ortschaft Popielow erreicht haben.

Da das Dorf aller Voraussicht nach verteidigt werden würde, bestand die Gefahr, daß das Tagesziel vor Einbruch der Dunkelheit nicht erreicht werden konnte.

Hauptmann Bennewitz drängte zur Eile. Mattischeks Stoßtrupp sollte unverzüglich weiter vorstoßen, die Kampfgruppe würde in einem Zeitabstand von einer halben Stunde folgen.

Entgegen der Erwartung, die Russen würden sich weiterhin an günstigen Geländepunkten festsetzen und hinhaltenden Widerstand leisten, gab es keine Feindberührung. Auch die Befürchtung Mattischeks, der Gegner hätte Pfade vermint, erfüllte sich nicht.

Schneller, als der Feldwebel es erwartet hatte, erreichte der Stoßtrupp eine Wegegabel, von wo aus es nur noch zwei Kilometer bis zur Ortschaft waren.

Zwei Wege führten nach Popielow: eine Waldschneise und ein gut sichtbarer Trampelpfad.

Mattiscek stand vor der Wahl, welchen Weg er einschlagen sollte. Er entschied sich für die Schneise, weil er der Ansicht war, daß die Russen die Deutschen mit ziemlicher Sicherheit auf dem Pfad erwarteten und nicht auf der gut überschaubaren Lichtung.

Dreißig Minuten später. Der Stoßtrupp stand am Rand eines schmalen Sumpfgürtels, der sich von Osten nach Westen an der Ortschaft Popielow entlangzog.

Unteroffizier Brenner erhielt den Auftrag, die Tiefe des Sumpfes zu erkunden. Er kam zurück, meldete:

»Nicht zu durchwaten. Diese Brühe ist mindestens zwei Meter tief.«

»Verdammt!« fluchte Feldwebel Mattischek und war wütend über sich selbst. »Hätten wir nur den Pfad benutzt, vielleicht würden wir auf ihm den Zugang zur Ortschaft gefunden haben.«

»So ein Walddorf besitzt nicht nur einen Zugang«, gab Brenner zu bedenken.

»Das weiß ich selber«, antwortete Mattischek gereizt. »Die Frage ist nur, wo sich dieser befindet.«

Ein Blick auf die Karte. Der Sumpfstreifen war nicht eingezeichnet. Das wunderte den Feldwebel nicht. Das zur Verfügung stehende Kartenmaterial war, wie immer, unzuverlässig.

Inzwischen hatte Unteroffizier Hänel auf eigene Faust noch einmal eine Erkundung durchgeführt und konnte mit einer Überraschung aufwarten.

»Ungefähr hundert Meter weiter ostwärts führt ein Drahtsteg über den Sumpf«, meldete der Unteroffizier. »Er führt an einer Stelle über den Sumpf, wo mannshohes Schilf wächst.«

»Das muß ich mir ansehen«, entschied Feldwebel Mattischek und übergab das Kommando an Unteroffizier Brenner.

Der Drahtsteg war eine ebenso geniale wie einfache Konstruktion. Jenseits und diesseits des Sumpfstreifens hatte man jeweils fünf Pfosten in den Boden gerammt, und von diesen führten dicke Drahtseile von einem Ende des Sumpfes zum anderen. Miteinander waren diese wiederum mit Querhölzern verstrebt, so daß eine gewisse Tragfähigkeit entstand. Und genau in der Mitte, auf den Querhölzern, lagen dicke Bretter, die von einem Mann sowohl im Gehen als auch im Kriechen überquert werden konnten.

Aus der Deckung heraus beobachteten Feldwebel Mattischek

und Unteroffizier Hänel das Gelände und den Steg.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser Steg nicht gesichert ist«, argwöhnte Mattischek.

»Glaube ich nicht«, widersprach Hänel. »Ich könnte mir eher vorstellen, daß dieser Steg so eine Art Fluchtweg für die Russen in der Ortschaft ist.«

»Und du glaubst, daß dieses Ding tatsächlich einen Mann trägt?«

»Ausprobieren«, sagte Hänel lakonisch. Er schnallte sein Koppel ab, legte die MPi beiseite, dann holte er aus seinem Sturmgepäck ein etwa zehn Meter langes, dünnes, aber sehr starkes Seil hervor, band es sich um den Bauch und drückte Feldwebel Mattischek das Ende in die Hand.

»Wenn ich Zunder kriege, springe ich in den Sumpf, und Sie halten mich am Seil, damit ich nicht absaue«, erklärte er dem verdutzt dreinblickenden Feldwebel.

»In Ordnung, Hänel, anders kriegen wir wohl keine Klarheit«, sagte Mattischek. Aber wohl war ihm bei diesem Experiment nicht.

Schon bei der ersten Belastungsprobe konnte Unteroffizier Hänel feststellen, daß dieser Steg eine massive Konstruktion war, die nicht nur einen, sondern auch zehn Mann aushielt, ohne daß der Steg ins Wanken geriet.

Auf dem Bauch kriechend, gelangte Hänel bis ans andere Ende des Sumpfes. Hier blieb er erst einmal reglos liegen, die Pistole in der Hand, den Finger am Abzug.

Als Unteroffizier Hänel keinerlei verdächtige Geräusche hörte, kroch er noch einige Meter weiter, rollte sich vom Stegbrett ab und glitt, auf dem Bauch kriechend, ein Stück den Pfad entlang, der direkt ins Unterholz führte.

Die Versuchung, allein weiter aufzuklären, war für Unteroffizier Hänel groß, noch dazu bisher alles glatt gegangen war. Aber schließlich siegte doch die Vernunft. Diesmal aufrecht gehend, kehrte er zu Feldwebel Mattischek zurück, um

diesem das Erkundungsergebnis mitzuteilen.

Mattischek erfaßte sofort die Chance, die sich dem Stoßtrupp – und nicht nur diesem – bot.

»Wir müssen den Steg absichern, dann weiter aufklären und der Kampfgruppe Bescheid geben«, wandte er sich an Unteroffizier Hänel und fügte hinzu: »Im übrigen, Hänel, das hast du prima gemacht.«

»Ich hab' nur Dusel gehabt«, antwortete dieser schulterzuckend. »Wenn's nach mir gegangen wäre, ganz ehrlich, ich hätte den Pfad und nicht die Schneise benutzt. Ich traue mich fast zu wetten, daß wir dort auf Widerstand gestoßen wären.«

Die Sicherung des Drahtsteges wurde von drei Mann mit einem MG übernommen. Zwei Melder waren inzwischen zur Kampfgruppe zurückgeschickt worden.

Mit dem Rest des Stoßtrupps klärte Feldwebel Mattischek gegen die Ortschaft auf.

Der Pfad endete nach etwa einem Kilometer vor dem südlichen Ortsrand von Popielow, genauer gesagt: an einer hundert Meter tiefen Sicht- und Schußschneise, die sich rings um die Ortschaft herumzog.

Abseits des Pfades, gedeckt durch dichtes Unterholz, beobachteten Feldwebel Mattischek und seine Männer die Ortschaft. Sie bestand aus zirka zwanzig Holzhäusern, die teilweise zu Bunkern ausgebaut waren. Das Dorf war also zur Verteidigung eingerichtet. Fast um jedes Haus waren Gräben gezogen, Baumsperren angelegt, da und dort konnte Mattischek auch Stacheldrahtsperren erkennen. Und noch etwas entdeckte der Feldwebel: winzige, kleine Holzstecker an deren oberen Ende Papierfetzen hingen.

»Die Ortschaft ist vermint«, stellte Feldwebel Mattischek, gar nicht sonderlich erstaunt fest.

Ansonsten war keine Bewegung im Dorf festzustellen. Aus den Kaminen kräuselte auch kein Rauch, was zu der Annahme

hätte führen können, daß es noch Bewohner in Popielow gäbe.

»Ob die Ortschaft wohl geräumt worden ist?« fragte der Obergefreite Schaper seinen Stoßtruppführer.

»Wenn ich das wüßte«, antwortete Mattischek achselzuckend. »Jedenfalls müssen wir uns Klarheit verschaffen. Nur wie?«

Schaper unterbreitete dem Feldwebel den Vorschlag, auf einen Baum zu klettern. »Könnte ja sein, daß man von oben mehr sieht«, unterstrich er seinen Vorschlag.

»Einverstanden, Hänel.«

Einen entsprechenden Baum zu finden, war kein Problem. Die Exkursion lohnte sich. Aus ungefähr zwölf Meter Höhe konnte der Obergefreite ungehindert die ganze Ortschaft einsehen. Zuerst entdeckte Hänel keinerlei Leben in Popielow, doch dann sah er am westlichen Ortsrand mehrere Gestalten, die einen Gegenstand schleppten. Es war ein Maxim-Gewehr. Das MG wurde in der Nähe einer Blockhütte in Stellung gebracht, mit Zweigen getarnt. Wenige Minuten später rannte ein Rotarmist in eine der Blockhütten, kam wieder heraus und verschwand in großer Eile in einer anderen Behausung. Sekunden später wimmelte es in der Ortschaft von Rotarmisten, die, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffnet, in die Gräben stürzten.

Das Gespenstische an der ganzen Sache war, daß alles lautlos vor sich ging. Kein Kommando. Keine Rufe. Dafür wurde ein zweites Maxim-Gewehr in Stellung gebracht und zwar am östlichen Ortsausgang, dort, wo Feldwebel Mattischek mit seinen Männern in Deckung lag.

Da Mattischek schon ungeduldig »Zurückkommen!« signalisierte, kletterte der Obergefreite vom Baum herunter und berichtete, was er gesehen hatte.

»Und Sie haben, außer den Rotarmisten, keine Zivilisten im Ort gesehen?« wollte Mattischek wissen.

»Nein. Nur Soldaten.«

Der Feldwebel schrieb eine kurze Meldung und schickte einen seiner Männer zur Kampfgruppe zurück, mit der eindringlichen Mahnung, sich zu beeilen.

Als Hauptmann Bennewitz mit seinem Stab vor dem Sumpfsteg eintraf und die Meldung Feldwebel Mattischeks entgegengenommen hatte, stellten sich zwei Fragen: Erstens, wie stark war der Gegner in der Ortschaft, und zweitens, war es ratsam und möglich, eine ganze Kampfgruppe über den Sumpfstreifen zu schleusen? Das würde viel Zeit erfordern, denn mehr als zehn Mann auf einmal konnten auf keinen Fall den Steg passieren.

Was also tun? Fest stand nur eines: Popielow mußte genommen werden. Darüber hinaus war sich Hauptmann Bennewitz im klaren, daß sich die Masse des Gegners keinesfalls in der Ortschaft befand und es sich vielmehr vermutlich um eine Nachhut handelte.

Wo aber befanden sich die von den eigenen Nahaufklärern gemeldeten Feindkräfte?

Hauptmann Bennewitz blieb keine Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Er mußte handeln. Und zwar sofort.

Bennewitz entschloß sich, mehrere kampfstarke Stoßtrupps über den Steg zu bringen und mit diesen Popielow anzugreifen. In der Zwischenzeit sollten Spähtrupps noch andere Übergangsstellen erkunden.

Drei Stoßtrupps von je zwanzig Mann wurden gebildet. Darunter auch jener des Feldwebel Mattischek. Zu jedem Stoßtrupp gehörte eine Granatwerfergruppe. Die mitgeführte Pak konnte infolge des schwierigen Geländes nicht eingesetzt werden. Wie sollte man die Geschütze auch über den Steg bringen? Die 3,7-cm-Pak wurden am diesseitigen Sumpfstreifen in Stellung gebracht, um den Stoßtrupps notfalls Feuerunterstützung zu geben, falls sich diese zurückziehen mußten.

Sechzig Grenadiere gegen einen vermutlich vielfach

überlegenen Feind, der verteidigungsbereit lag und sich wahrscheinlich bis zum äußersten wehren würde!

Doch wider Erwarten leistete der Gegner keinen Widerstand. Ohne Feindberührung überquerten die Stoßtrupps den Sumpf und drangen auf einem ziemlich breiten Pfad gegen die Ortschaft vor.

Feldwebel Mattischek hatte mit seinem Stoßtrupp die Spitze übernommen, die beiden anderen Gruppen folgten gestaffelt, mißtrauisch das umliegende Dickicht beobachtend. Doch nichts geschah. Fast sah es so aus, als hätten die Russen Popielow geräumt.

Die Spannung war kaum mehr zu ertragen. Tappte man vielleicht in eine Falle? Möglich war alles. Die Männer des IR 215 hatten, was die Gefechtstricks der Russen betraf, schon böse Erfahrungen gemacht.

Die drei Stoßtrupps wurden von Oberleutnant Zeman, dem Führer der Spitzenkompanie, eingewiesen. Die Ortschaft sollte von drei Seiten zu gleicher Zeit angegriffen werden; wenn notwendig, nach einem Feuerschlag der Granatwerfer. Die Entfernung zu den Häusern betrug knapp hundert Meter.

Jetzt hieß es: »Pioniere nach vorn!« Drei Minengassen mußten geräumt werden. Eine schwierige Aufgabe, denn die abgesteckten Minenfelder lagen im Feuerbereich der russischen Ortsverteidigung.

MG- und Gewehrschützen gingen in Stellung, visierten jedes Haus, jeden verdächtigen Graben an. Kein Erdaufwurf, der nicht scharf beobachtet wurde.

Auf dem Bauch kriechend, näherten sich die Pioniere der Minensperre, die sich im Halbrund um die Ortschaft legte.

Wenn in Popielow noch Russen lagen, mußten sie spätestens jetzt in Aktion treten.

Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt. Würde es den Pionieren gelingen, Minengassen zu räumen? Ließ es der Gegner zu oder schlug er zurück?

Die erste Pioniergruppe lag vor der mittleren Minensperre, platt auf dem Bauch, den Kopf eingezogen.

Feldwebel Mattischek, der die Pioniere keinen Moment aus den Augen ließ, spürte seine Kehle trocken werden.

»Nun macht schon, macht schon!« stieß er leise hervor.

Er nahm das Fernglas, richtete es auf die Pioniergruppe, die seinem Stoßtrupp eine Minengasse räumen sollte. Er sah, daß zwei Pioniere vorsichtig mit den Händen den Boden abtasteten, nach Zugdrähten suchten, die bei unvorsichtiger Berührung eine Kettenexplosion auslösen konnten. Doch schien es so, als würden die Pioniere nicht »fündig«, sie krochen weiter. Dasselbe Spiel noch einmal. Wieder nichts!

»Bluff! Die Minensperre ist ein Bluff, Herr Feldwebel«, merkte der Obergefreite Schaper an, der neben Mattischek hinterm MG lag.

Zu demselben Ergebnis schienen auch die anderen Pioniergruppen zu kommen, denn in diesem Augenblick gaben sie mit der weißen Signalfolge das Zeichen: »Keine Minen!«

Keine Minen? Aber vielleicht lagen die woanders? Um einen Geländeabschnitt von mehreren hundert Metern nach Minen abzusuchen, blieb keine Zeit. Man mußte es jetzt darauf ankommen lassen.

»Stoßtrupps vor!« kam das Kommando von Oberleutnant Zeman mit Leuchtsignal: zweimal grün!

Feldwebel Mattischek riß den rechten Arm hoch. »Vorwärts, auf marsch, marsch!«

Mattischek stürmte als erster los, seine Männer hinter ihm her, im Abstand von vier Metern. Aber noch vor dem Stoßtrupp rannten die Pioniere auf die Ortschaft zu, ohne daß auch nur einzige Mine in die Luft gegangen wäre.

Noch dreißig, vierzig Meter bis zu den ersten Häusern. Ein Stichgraben. Gut und gern zwei Meter tief, einen Meter breit. Drüber weg. Und noch immer keine Gegenwehr. Kein Schuß. Keine Handgranatendetonation. Keine Kommandos...

Mattischek dirigierte seine Männer mit kurzen Befehlen an die erste Häusergruppe heran.

Es war der Gefreite Jenisch, der mit einem Fußtritt die Haustür einer Kate aufstieß, dann aber geistesgegenwärtig zur Seite sprang.

In diesem Augenblick hämmerte eine MPi-Garbe aus dem Inneren des Hauses.

Jenisch erschrak zwar mächtig, aber Sekunden später hatte er eine Handgranate abgezogen und sie in den Hauflur geworfen. Durch die Explosion wurde die halbe Vorderfront des kleinen Hauses herausgerissen, wirbelten Balken durch die Luft, prasselten Flammen. Im Haus erhob sich Geschrei. Gleich darauf stürzten drei Rotarmisten ins Freie, deren Uniformen Feuer gefangen hatten. Sie versuchten die Flammen zu ersticken, indem sie sich auf dem Boden hin und her wälzten.

Was nun folgte, kam für die drei Stoßtrupps nun doch überraschend. Fast schlagartig hämmerte und funkte es aus den Fenstern, Hausfluren, Kellern. Handgranaten flogen, detonierten.

Der völlig überraschende Feuerschlag zwang die Stoßtrupps in Deckung, und sie sprangen in die ausgehobenen Schützengräben. Der Obergefreite Schaper versuchte, sein MG in Stellung zu bringen. Es mißlang. Scharfschützen aus dem nahen Wald nahmen ihn unter Beschuß.

Nicht anders erging es den MG-Schützen der beiden anderen Stoßtrupps.

Oberleutnant Zeman blieb keine andere Wahl, er mußte den Befehl geben, den Widerstand in den einzelnen Häusern im Nahkampf zu brechen. Ein mühsames Unterfangen. Die Rotarmisten verteidigten sich mit dem Mut der Verzweiflung. Erst als einige Häuser in Brand gerieten und sich eine Rauch- und Dunstwolke über die Ortschaft legte, gelang es den Männern der Kampfgruppe, sich an die Häuser heranzuarbeiten, mit Handgranaten die russischen Verteidigungsnester

auszuräuchern. Ein Kampf, der über anderthalb Stunden in Anspruch nahm und deutscherseits vier Tote und elf Verwundete kostete.

In den unversehrt gebliebenen Häusern und Kellern von Popielow fanden die Männer der Stoßtrupps eine Unmenge von Waffen: Gewehre, Maschinenpistolen, zwei schwere Granatwerfer, fünf Kisten mit Minen, ein deutsches MG 34, zwanzig Kisten Gewehr- und MG-Munition.

Im Gefechtstagebuch des IR 215 fand der Kampf um Popielow folgenden Niederschlag:

»Der Kampf um die Ortschaft P. hatte nur örtliche Bedeutung. Feind stellte sich nicht, wie ursprünglich angenommen, mit Masse seiner Kräfte. An Ort und Stelle durchgeführte Verhöre ergaben den Hinweis, daß sich die Reste der 4. sowjetischen Division und anderer Verbände vorzeitig auf den Zelwianka-Abschnitt zurückgezogen haben.«

Oberst Jaschin, der Koordinator des russischen Widerstandes im Bialowiezer Forst, hatte die deutsche Führung ausgetrickst und den Anschein erweckt, die Masse seiner Kräfte in Popielow zusammenzuziehen. In Wirklichkeit hatte er sich mit zirka 600 Mann, zwei T 26, leichter Artillerie und Raketenwaffen in Richtung Zelwianka-Abschnitt abgesetzt. Von hier aus gedachte er, mit gezielten Stößen den Einschließungsring der Deutschen aufzubrechen.

Der Kampf um Popielow war, von deutscher Seite aus gesehen, ein Schlag ins Wasser. Er hatte dem IR 215 nur Verluste eingebracht und den Männern das Letzte an Kraft und Einsatzbereitschaft abgefordert.

*

Generaloberst Guderian, der Oberbefehlshaber der Panzergruppe 2, beobachtete die Kämpfe im und um den Bialowiezer Forst mit zunehmendem Mißmut. Seine Panzer-

und Schnellen Divisionen, die Speerspitze der Heeresgruppe Mitte, lagen fest, standen Gewehr bei Fuß, mußten die Rolle einer »Wach & Schließgesellschaft« übernehmen, wobei sie größte Mühe hatten, sich der verzweifelt ausbrechenden Russen aus dem Bialowiezer Forst zu erwehren.

In einem Telefongespräch mit Generalfeldmarschall von Bock, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, beklagte sich Guderian:

»Herr Feldmarschall, es kann nicht die Aufgabe von Panzerdivisionen und Schnellen Verbänden sein, Ausbruchsschlachten zu schlagen.«

Das wußte auch Bock. Aber was sollte er machen? Das war eben die Kehrseite der Medaille. Blitzkrieg gut und recht. Weit vorpreschende Panzerdivisionen gewannen zwar Raum, aber wer sollte diesen absichern, säubern, halten? Doch nur die Infanterie. Aber die Divisionen der 4. und 9. deutschen Armee hingen noch weit zurück. Unter glühender Sonne, eingehüllt in riesige Staubwolken, marschierten die Soldaten auf elenden Straßen und Wegen, in kräftezehrenden Eilmärschen. Aber ein Mensch bewegt sich nun mal nicht so schnell wie ein Panzer oder Schützenpanzerwagen. Alles überflüssige Gepäck hatte man ohnehin schon auf Pferdewagen verladen.

Eine Tagesleistung von sechzig, siebzig Kilometern war bei den Fußdivisionen die Regel. Welch eine Leistung, wenn man bedenkt, daß die Infanteristen auch noch ihre Waffen mitschleppen mußten.

Währenddessen hatten sich die in den Bialowiezer Forst geflüchteten Reste der 4. sowjetischen Division von ihrem ersten Schock erholt. Tatkräftige Offiziere sammelten die versprengten Einheiten und nahmen Verbindung zu Oberst Jaschin auf. Widerstandsnester wurden errichtet, Minensperren angelegt, Scharfschützen in die Bäume geschickt. Darüber hinaus klopften kampfstärke russische Stoßtrupps die deutsche Einschließungsfront nach Schwachstellen ab. Fanden sie eine,

erfolgten in der Regel nur Stunden später Ausbruchsversuche, die oft in erbittert geführte Nahkämpfe ausarteten.

Besonders geplagt von diesen Ausbruchsversuchen war die 29. ID (mot.). Als »Kesselwache« eingesetzt, kam sie Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Ihre Front war hoffnungslos überdehnt, so daß die Division sich gezwungen sah, ihre ganzen Räder- und Kettenfahrzeuge zur Überwachung einzusetzen. Und das kostete nicht nur Nerven, sondern auch vor allem Treibstoff.

Jeder dritte Anruf beim Divisionsstab enthielt die Meldung: »Benzin geht zur Neige. Besitzen nur noch eine Tagesration.«

Generalmajor von Boltenstern, Kommandeur der 29. ID (mot), war am Verzweifeln. Daß es schon seit Tagen keine Verpflegung mehr gab, nun gut, daran hatte man sich schon gewöhnt. Aber wenn die Benzintanks leer waren, standen alle Räder still, dann ging nichts mehr.

Der Generalmajor setzte sich mit dem Nachschubführer der Armee in Verbindung, schilderte eindringlich und drastisch den Zustand der 29. ID (mot.).

»Wir bringen noch heute eine Benzinkolonne auf den Weg«, versprach man dort.

»Auf welcher Route?« wollte der General wissen.

»Nicht auf der B-26. Diese Strecke wird seit gestern pausenlos von russischen Fliegern kontrolliert. Der Transport muß auf die Strecke C im Bialowiezer Forst ausweichen. Tut mir leid, Herr General, aber die B-Strecke ist wirklich zu gefährlich. Abladepunkt: drei Kilometer südostwärts Ortschaft Kanovici.«

Als Boltensterns Ia vom Routenwechsel erfuhr, sagte er nur: »Wenn das nur nicht in die Hose geht, Herr General.«

*

Der Gefreite Johannes Linsenmeier saß auf dem Kotflügel seines »Magirus« und trank aus der Feldflasche Tee. Sein Beifahrer, der Oberschütze Kurt Tinnes, stocherte lustlos in

einer Ölsardinenbüchse herum.

Hinter und vor ihnen erstreckte sich die graue Raupe der Transportkolonne, vierzehn Lastwagen, voll mit Sprit für die 29. ID (mot.).

Das Dorf, in dem die Kolonne wartete, bis die Strecke freigegeben wurde, hieß Glibika. Von hier aus ging es direkt in den Bialowiezer Forst, in dem angeblich Tausende von Russen saßen. Versprengte Truppen, aber auch Partisaneneinheiten.

Die »Waldbrüder«, wie die Partisanen mit einer Mischung aus Respekt und Ironie von den Landsern genannt wurden, waren gefürchteter als die Rotarmisten. Tückisch, grausam, listig, führten sie einen gnadenlosen Kampf gegen den deutschen Nachschub. Sie tauchten meist dort auf, wo man sie nicht vermutete, schlugen zu, und verschwanden wieder.

Die Versorgungsstaffeln der 78. ID konnten ein Lied davon singen, was es heißt, gegen Partisanen zu kämpfen.

Erst gestern wurde auf einer an sich sicheren Route ein Munitionstransport überfallen. Vier Lkw flogen mitsamt der Munition in die Luft. Es gab zwei Tote und fünf Schwerverwundete. Das Begleitkommando hatte keine Chance, einzugreifen.

Oberfeldwebel Fischer, der Transportführer, ging jetzt die Wagenkolonne entlang, kontrollierte mit dem Augenmaß Reifendruck und Ladung, die wegen der holprigen Wege richtig verstaut sein mußte.

Als er bei Linsenmeiers Wagen ankam, blieb er stehen.

»Na, alles in Ordnung?« erkundigte er sich. »Wieviel habt ihr denn geladen?«

»Zehn Fässer mit je zweihundert Liter, Herr Oberfeldwebel«, antwortete Linsenmeier.

Fischer grinste. »Ordentlich Ladung, wie? Hoffentlich kriegen wir sie durch den Wald. Übrigens, denkt daran: Wir fahren mit Siebzigmeter-Abstand. Nicht drunterbleiben. Und wenn's Zunder gibt, nichts wie raus aus der Kiste und weg vom

Fahrzeug.«

Der Oberfeldwebel nickte beiden zu und ging zum nächsten Fahrzeug.

Johannes Linsenmeier schraubte seine Feldflasche zu und ging zum Führerhaus, um seine Maschinenpistole zu kontrollieren, die mit angeschwenktem Magazin in der Seitenhalterung steckte.

Der Oberschütze Tinnies, der inzwischen fertiggegessen hatte, warf die leere Ölsardinenbüchse ins Gebüsch und trat neben seinen Kameraden.

»Jetzt warten wir schon über eine Stunde«, nörgelte er.

Linsenmeier zuckte die Schultern. »Jedenfalls scheint die Patrouille nicht auf Russen gestoßen zu sein. Die Schießerei hätten wir gehört.«

Tinnies bedachte den Kameraden mit einem mitleidigen Blick.

»Für wie dämlich hältst du eigentlich die Iwans? Die greifen doch keine Patrouille an. Die schlagen erst zu, wenn die dicken Fische kommen.«

»Warum dann überhaupt eine Patrouille?« wunderte sich Linsenmeier.

Tinnies, der Unsoldat in Person, der es nie weiter als bis zum Gefreiten bringen würde, aber dennoch ein ausgefuchster Bursche war, sah endlich die Möglichkeit, mit seinem Wissen zu glänzen.

»Die Patrouille schicken sie wegen der Minen los«, klärte er Linsenmeier auf. »Im Verlegen von S- und T-Minen sind die Russen wahre Meister, verstehste? Bis du so eine Mine findest, das kann dauern. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum die Kumpels so lange ausbleiben.«

»Man müßte den ganzen Wald durchkämmen«, sagte Linsenmeier nachdenklich.

Der Oberschütze Tinnies sah seinen Kameraden an, als zweifle er an dessen Verstand.

»Soll das ein Witz sein? Den Wald durchkämmen? Dazu brauchst du 'ne ganze Division. Und selbst dann kann's dir passieren, daß du zehnmal an einem versteckten Iwan vorbeiläufst, und ich wette, du siehst ihn immer noch nicht.«

»War auch nur so ein Gedanke«, sagte Linsenmeier und mußte sich eingestehen, daß er noch viel zu lernen hatte.

»Weißt du was über unseren Begleitschutz?« erkundigte sich Tinnes. Linsenmeier nickte.

»Ja. Die MTW^{*}, die jetzt auf Patrouille sind, fahren mit. Vorne weg der MTW mit der 3,7-cm-Pak, der andere mit dem MG, am Ende der Kolonne. Da sind auch die zehn Mann Begleitinfanterie drin.«

»Nicht gerade aufregend«, meckerte Tinnes und zündete sich eine Zigarette an.

»Vergiß nicht, daß wir Fahrer und Beifahrer auch bewaffnet sind«, gab Linsenmeier zu bedenken. »Das sind immerhin noch mal achtundzwanzig Mann mit Gewehren und Maschinenpistolen.«

»Falls wir überhaupt zum Schießen kommen«, sagte Tinnes und nahm einen tiefen Zug.

Linsenmeier warf unwillkürlich einen Blick auf seinen »Magirus«, der mit 2.000 Litern vollgepackt war. Da eine Handgranate rein, und du zischst ab wie eine Rakete! dachte er.

Aus dem nahen Wald stieg jetzt eine Staubwolke auf.

»Das sind sie«, sagte Tinnes. »Dann wird's gleich losgehen.«

Es waren tatsächlich die beiden MTW, die auf das Dorf zufuhren. Sie verlangsamten das Tempo und hielten an. Der Patrouillenführer, ein Unteroffizier, unterhielt sich kurz mit Oberfeldwebel Fischer. Der nickte mehrmals, dann holte er seine Signalpfeife hervor und setzte sie an die Lippen.

Der gellende Pfiff scheuchte die träge herumsitzenden Männer vom Boden auf. Sie rannten zu ihren Wagen und saßen

* Mannschaftstransportwagen

auf.

»Fertigmachen zur Weiterfahrt!« tönte Oberfeldwebel Fischers Stimme. Er schwang sich in seinen Kübelwagen, an den ein MG montiert war.

»Kolonne maaarsch!«

Linsenmeier kuppelte ein, trat aufs Gaspedal. Der Wagen machte einen Satz nach vorn, der Motor kam auf Touren. Die ganze Kolonne legte jetzt Tempo zu, die Lkw verschwanden in einer Staubwolke.

Tinnes, der unruhig auf dem Beifahrersitz hin und herrutschte, holte zwei Eihandgranaten unterm Sitz hervor und hakte sie in sein Koppel ein. Die MPi legte er quer über die Knie.

»Dir geht wohl schon die Muffe, wie?« spottete Linsenmeier.

Tinnes, dessen Hände den MPi-Schaft umklammerten, kniff die Lippen zusammen. »Muffe? Hat mit der Muffe nichts zu tun«, quetschte er hervor. »Ich bin nur vorsichtig. Du bist noch neu in der Branche. Aber was glaubst du, wie schnell du sein mußt, wenn's kracht. Da kommt's auf die Sekunde an, sonst bist du ein toter Mann oder eine lebende Fackel. Ich weiß, wovon ich rede. Das ist meine fünfte Fuhre. Zweimal ging's schon in die Hose.«

Lautes Hupen nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Das war Oberfeldwebel Fischer. Das Hupen bedeutete: »Abstand halten!«

Nach zwei Kilometern tauchte die Kolonne in den Forst ein. Beiderseits der Waldschneise wucherte dichtes Gestrüpp, meist Haselnuß- oder Brombeersträucher, deren Zweige fingerdick waren. Und hinter den Sträuchern die Bäume: Fichten, Tannen, Eichen, turmhoch gewachsen, mit mächtigen Stämmen. Dazwischen vom Wind entwurzelte Baumriesen, wie Linsenmeier noch keine gesehen hatte. Dagegen waren seine heimatlichen Wälder in Oberbayern die reinste Parklandschaft.

Jetzt begriff der Gefreite Linsenmeier, warum man diesen Urwald nicht durchkämmen konnte.

Nachdem die Kolonne etwa vier Kilometer zurückgelegt hatte, Verengte sich die Straße. Oberfeldwebel Fischer gab durch Handzeichen das Signal: »Tempo zulegen!«

Linsenmeier wunderte sich. »Will der vielleicht ein Rennen fahren?« wandte er sich an Tinnes.

»Die Iwans sind auf eine neue Masche verfallen«, erklärte Tinnes. »Neuerdings ballern sie nicht einfach drauflos, sondern versuchen, auf die Trittbretter zu springen. Gelingt ihnen das, kommst du nicht zum Schuß. Die schneiden dir einfach die Gurgel durch, und bis die Begleitinfanterie heran ist, geht die ganze Chose schon hoch.«

»Das ist ja prächtig«, murmelte Linsenmeier. Daher also das Tempo. Er nahm sich vor, die Straßenränder genau zu beobachten.

Sie mochten ungefähr einen weiteren Kilometer zurückgelegt haben, als Tinnes schrie:

»He, paß auf. Gleich kommt 'ne scharfe Linkskurve!«

Linsenmeier, in Gedanken versunken, riß im letzten Moment das Steuer herum. Der »Magirus« geriet ins Schleudern, doch Linsenmeier hatte ihn schnell wieder unter Kontrolle. Da kam auch schon die nächste Kurve. Runter vom Gas, dagegensteuern.

Es war purer Zufall, daß der Gefreite Linsenmeier nach dem letzten Kurvenmanöver einen Blick nach vorn warf. Was er sah, nahm ihm für Sekunden den Atem. Auf der Höhe zwischen der Wagen Nr. 3 und 4 ging eine Bewegung durch die dichtstehenden Baumkronen. Der Stamm einer hundertjährigen Fichte wirbelte durch die Luft, stürzte nach unten und sprang mit einem krachenden Geräusch, das selbst den Motorenlärm übertönte, am Boden auf und legte sich quer über die Straße.

Der Wagen Nr. 4 mußte so jäh bremsen, daß er sich um 180

Grad drehte und die Fahrbahn blockierte. Der nachfolgende Wagen konnte nicht mehr bremsen und bohrte sich mit einem splitternden Geräusch in den Vordermann.

Nicht anders erging es dem Wagen Nr. 5. Laster Nr. 6 kam beim Bremsmanöver von der Straße ab und prallte gegen einen Baum.

Linsenmeier brachte seinen Lkw zwar zum Stehen, rutschte aber dennoch mit dem Heck ins Unterholz.

Jedem war in diesem Moment klar, was die Stunde geschlagen hatte. Es erhob sich ein Tumult aus Schreien und Befehlen.

Linsenmeier, der vor Schreck wie gelähmt hinterm Steuer saß, sah, wie Fahrer und Beifahrer absprangen und sich in Deckung warfen.

Tinnes hatte die Wagentür aufgerissen, sich die MPi geschnappt. »Raus aus der Kiste!« schrie er.

Gerade als Linsenmeier abspringen wollte, ratterten Maschinengewehre. Eine MG-Garbe fetzte in die Plane des »Magirus«, ein Geschoß prallte gegen einen Metallteil und zirpte als Querschläger in den Himmel.

Linsenmeier riß seine MPi aus der Halterung, öffnete die Wagentür und hechtete ins Freie. Er geriet mit dem Kopf in einen Brombeerstrauch und schrammte sich das Gesicht blutig.

Die Maschinengewehre hämmerten weiter. Wo die Schützen lagen, war jedoch nicht zu erkennen.

Der Gefreite kroch vorsichtig näher an die Straße heran, als wenige Zentimeter vor ihm ein Projektil in den Boden ratschte.

»Scharfschützen!« schoß es ihm durch den Kopf. Er bewegte sich nicht, lag wie leblos da.

Ein Rascheln hinter ihm ließ Linsenmeier zusammenzucken. Da tauchte neben ihm das Gesicht von Tinnes auf.

Doch bevor sie miteinander reden konnten, ging jetzt auch am Ende der Kolonne der Feuerzauber los. Gewehrscüsse krachten. Handgranaten explodierten. MPi-Garben fetzten in

die Bäume.

»Die haben uns ganz schön in die Zange genommen«, keuchte Tinnes.

Linsenmeier spürte seine Nerven. Dabei war es nicht einmal so sehr die Angst vor dem Kampf, als vielmehr die Ungewißheit, wo der Gegner steckte.

Ähnliche Empfindungen hatte wohl auch der Oberschütze Tinnes. »Verdammt, wenn sie bloß aus ihren Löchern herauskämen«, stieß er zwischen den Zähnen hervor. »Aber wie ich die kenne, werden sie die Spritwagen in die Luft jagen und dann verduften.«

Ja, dachte Linsenmeier, wenn 2.000 Liter Benzin hochgingen, verwandelte sich dieser Wald in ein Flammenmeer, aus dem es kein Entkommen mehr geben wird.

Da sie von ihrem gegenwärtigen Standort die Straße nicht einsehen konnten, krochen sie ein Stück näher heran.

Und jetzt sahen sie den Feind. Mehrere Rotarmisten umstellten den Wagen Nr. 6; standen lauernd da, die Maschinenpistolen in Anschlag. Andere machten sich am »Margirus« zu schaffen.

»Hol's der Teufel«, sagte Tinnes verblüfft, »ich dachte, wir hätten es mit Partisanen zu tun. Aber das sind ja Soldaten.«

In ihren erdbraunen Uniformen, zusätzlich getarnt mit Zweigen und Grasbüscheln, unterschieden sich die Russen kaum von ihrer Umgebung.

Einer der Rotarmisten schraubte den Seitentank des »Margirus« auf. Ein zweiter entzündete eine Pechfackel und stieß sie in den Tank. Ein dritter rannte hinter den Wagen und jagte eine MPi-Salve in die Benzinfässer. Der Sprit rann aus, überschwemmte die hintere Wagenabdeckung.

Linsenmeiers Blut rauschte in den Ohren, klopfte in seinen Schläfen. Mit einer wütenden Bewegung riß er die MPi hoch, aber Tinnes fiel ihm in den Arm.

»Bist du verrückt geworden?« schrie er. »Du verrätst uns

doch nur mit deiner Ballerei, und dann machen sie Matsche aus uns. Die Wagen sind sowieso nicht mehr zu retten.«

Linsenmeier ließ den Lauf der MPi sinken. In diesem Augenblick explodierte der Tank des »Magirus«. Dunkelrote Flammen züngelten über die Bordwände. Innerhalb von Sekunden stand der Lkw in einer pechschwarzen Rußwolke, war nur noch eine riesige Glutstelle.

»Diese gottverdammten Scheißkerle!« fluchte Tinnes.

»Verschwinden wir von hier«, schlug Linsenmeier vor. »Am besten, wir schlagen uns zum hinteren MTW durch.«

Da explodierte der Tank von Wagen Nr. 3. Der Druck der Explosion preßte sie zu Boden. Eine Hitzewelle fauchte über sie hinweg.

Als sie sich wieder aufrichteten, brach aus den Büschen eine rußgeschwärzte Gestalt hervor und schrie:

»Nicht schießen! Ich bin's, Oberfeldwebel Fischer!«

Der Oberfeldwebel, außer Atem und mit zerkratztem Gesicht, zeigte mit der Hand zum Kolonnenende.

»Los. Jungs, nichts wie weg von hier. Da ist nichts mehr zu machen.«

»Was ist mit den anderen?« wollte Linsenmeier wissen.

»Keine Ahnung. Es ging alles viel zu schnell«, antwortete Fischer. »Die meisten werden sich wohl verkrümelte haben. Dem MTW an der Spitze habe ich den Befehl gegeben, sich abzusetzen. Und mein Kübelwagen ist auch im Eimer. Zwei Handgranaten haben ihn zu Schrott gemacht.«

»Verdammt, jetzt sitzen wir in der Falle«, sagte Tinnes mit bleichem Gesicht.

Der Oberfeldwebel machte eine unwillige Handbewegung. »Los, mir nach!« befahl er.

Hinter ihnen brannte der Wald. Immer neue Explosionen erschütterten die Luft. Meterhohe Stichflammen. Die Feuersbrunst breitete sich in rasender Geschwindigkeit aus. Aus allen Richtungen krachten Gewehrschüsse, bellten MPi-

Garben.

Die drei rannten los. Keine zwanzig Schritte vor ihnen stand der Wagen Nr. 10, der noch unversehrt war,

»Rüber zum Lkw und dahinter in Deckung«, schrie Oberfeldwebel Fischer.

Doch daraus wurde nichts. Eine Schar Russen kam ihnen schreiend entgegen.

Fischer blieb stehen, feuerte aus der Hüfte. Vier, fünf Rotarmisten stürzten zu Boden, die anderen warfen sich in Deckung und erwiderten das Feuer.

Aber nun schossen auch Linsenmeier und Tinnes. In einer längeren Schußfolge wurden die Rotarmisten niedergestreckt.

»Ins Gebüsch!« brüllte Oberfeldwebel Fischer.

Doch bevor er zum Sprung ansetzen konnte, huschte hinter dem Wagen Nr. 10 eine Gestalt hervor und lief direkt auf den Oberfeldwebel zu. Fischer riß seine Maschinenpistole hoch, drückte ab. Aber es machte nur Klack. Das Magazin war leergeschossen.

Nun schoß der Russe. Fischer wurde voll getroffen. Er riß mit einem gellenden Schrei die Arme hoch, dann fiel er vornüber. Ein Blutstrom quoll ihm aus Brust und Mund.

Linsenmeier, starr vor Schreck, sah, wie noch ein zweiter Russe herbeistürzte, um seinem Kameraden zu helfen. Linsenmeier schoß. Es waren seine letzten Patronen, aber der Rotarmist wurde getroffen, sank zu Boden.

Mit einem Satz rannte Linsenmeier um den Lkw herum und warf sich kopfüber in die Büsche. Er fiel auf die Knie, raffte sich wieder auf und stieß gegen einen Körper.

»Verflucht, so paß doch auf!« hörte er eine Stimme. Tinnes!
»Bleib liegen und versuch zu Atem zu kommen!« keuchte er.
»Ich fürchte, wir werden noch weit laufen müssen.«

Tinnes, der mit dem Gesicht zur Straße lag, machte sich mit dem Lauf der MPi eine Schußschneise und feuerte jetzt wieder los.

Linsenmeier legte sich neben den Kameraden und schwenkte ein volles Magazin an. Keine zwanzig Meter vor ihnen stand Wagen Nr. 10. Auf der Straße wimmelte es von Rotarmisten.

Einer von ihnen machte sich am Tankdeckel des Wagens Nr. 10 zu schaffen. Linsenmeier zielte, schoß. Daneben. Ein zweiter Russe tauchte auf, eine brennende Pechfackel in der Hand.

»Tannes, der Wagen!« schrie Linsenmeier. »Sie stecken den Wagen in Brand.«

Beide wußten, ging der Lkw in die Luft, waren sie verloren. Dem Explosionsdruck und den um sich schlagenden Flammen würden sie nicht entkommen.

»Weg von hier!« schrie Tannes. Seine Augen flackerten. Er schien mit den Nerven am Ende zu sein.

Sie rannten los. Zwängten sich durch die Büsche, stolperten über umgestürzte Bäume.

Da ging Wagen Nr. 10 in die Luft.

Linsenmeier blieb stehen, drehte sich um. Eine turmhohe, grellrote Stichflamme fauchte in den Himmel. Prasselnder Funkenregen ergoß sich auf Bäume und Sträucher, die Feuer fingen.

Weiter! Weiter!

Nachdem sie den Hochwald erreicht hatten, warfen sie sich erschöpft hinter eine Tanne in Deckung.

Über den Wald hatte sich eine riesige, rote Flammenwand gelegt, die wie ein Fuchsschwanz leuchtete. Ein Fanal der Zerstörung.

Nachdem sie Atem geschöpft hatten, setzten sie ihren Fluchtweg fort und gelangten an eine kleine Schneise.

»Da entlang«, sagte Linsenmeier. »Ich denke, die Schneise führt zur Straße zurück.«

Doch das war ein Irrtum. Die Schneise endete schon nach einigen Metern an einem schmalen Pfad, der nach Süden abbog, also weg von der Straße.

Tinnes stieß einen Fluch aus. »So, und was jetzt? Nächste Station ist wohl Sibirien, wie?«

»Das fürchte ich auch«, antwortete Linsenmeier mit leiser Stimme. Er hatte den Kopf leicht vorgebeugt. Für Sekunden keimte in ihm die Hoffnung auf, die Geräusche, die er vernommen hatte, würden die eigenen Leute verursachen. Geflüchtete Fahrer etwa, oder welche vom Begleitkommando.

Aber dann – russische Laute, barsche Kommandos!

»Hinlegen!« flüsterte Linsenmeier seinem Kameraden zu. Sie gingen hinter einem dicken, umgestürzten Baumstamm in Deckung. Ihre Maschinenpistolen schoben sie in ein Gestrüpp. Es war besser, wenn man sie ohne Waffen fand.

Tinnes wollte protestieren. Aber dazu kam er nicht mehr. Wie aus dem Boden gestampft, standen zwei Rotarmisten vor ihnen, die Gewehre schußbereit, die Gesichter rußgeschwärzt.

Linsenmeier reagierte schnell. Er hob beide Hände und stand langsam vom Boden auf. Tinnes folgte seinem Beispiel.

Die Rotarmisten schossen nicht. Einer von ihnen rief über die Schulter einige Worte, daraufhin traten noch weitere Rotarmisten hinter den Bäumen hervor.

Ein kleiner, untersetzter Mann mit den Rangabzeichen eines Unteroffiziers am Ärmel trat vor die Deutschen.

»Waffen? Wo Waffen?« radebrechte er und richtete den Lauf seiner Maschinenpistole drohend auf die Gefangenen.

»Nix Waffen«, sagte Linsenmeier mit fester Stimme. Nur keine Furcht zeigen, schoß es ihm durch den Kopf.

Auf einen Wink des russischen Unteroffiziers wurden Linsenmeier und Tinnes nach Waffen untersucht, dann band man ihnen die Hände mit Stricken auf den Rücken.

Der Unteroffizier deutete mit dem Lauf seiner MPi in Richtung Straße.

»Dawai, dawai!« befahl er.

Eskortiert von vier Rotarmisten traten Linsenmeier und Tinnes den bitteren Weg in die Gefangenschaft an.

Der Überfall auf die Treibstoffkolonne löste beim Panzerkorps und der Armee fieberhafte Aktionen aus. Die Angriffe auf die deutschen Nachschubkolonnen häuften sich. Vor allem der Nachschub für das Panzerkorps kam ins Stocken. Da die außerhalb des Bialowiezer Forstes gelegenen Nachschubwege pausenlos von sowjetischen Jägern und Schlachtflugzeugen angegriffen wurden, konnten die Kolonnen nur noch nachts fahren. Aber auch das war keine Lösung, denn kaum brach die Nacht herein, kamen die Störflugzeuge der Russen und flogen die Nachschubrouten ab. Größeren Schaden richteten sie zwar nicht an, aber sie zwangen die Munitions- und Benzinkonvois, ins Gelände auszuweichen, und das kostete Zeit und führte zu Verzögerungen.

Die Armee mußte handeln. Die Sicherungsdivision des Obersten Vornweg wurde alarmiert. »Unterstützung der 78. ID dringend erforderlich«, hieß es in einem Funkspruch.

Die Antwort: »Alle verfügbaren Einheiten im Einsatz. Wir können frühestens in sieben Stunden ein Infanteriebataillon abstellen.«

In sieben Stunden! Was konnte in dieser Zeit nicht alles geschehen ...

Aufregung herrschte vor allem bei der 29. ID (mot.). Die Einheiten meldeten: »Keinen Treibstoff mehr.«

Am schlimmsten waren die SPW-Kompanien dran. Da sie pausenlos im Einsatz standen, Überwachungsaufträge zu erfüllen hatten, war abzusehen, wann der letzte Tropfen Benzin verbraucht war.

»Eine Katastrophe«, befand Generalmajor von Boltenstern.

Die Lage spitzte sich dramatisch zu. Kam kein Benzinnachschub, konnte die Division ihre Aufgabe als »Kesselwache« nicht mehr wahrnehmen.

Was tun?

Der Divisionsnachschiebführer setzte sich mit der links angelehnten 10. Panzerdivision in Verbindung.

»Frage: Könnt ihr uns mit Sprit aushelfen?«

»Gegenfrage: Wieviel braucht ihr?«

»Fürs erste etwa fünftausend Liter.«

Der Mann von der 10. PD lachte. »Bald werden wir Tabletten erfinden müssen, damit wir Benzin pissen«, scherzte er. »Aber Spaß beiseite: Dreitausend könnt ihr haben. Ich schicke sofort die Lkw los.«

Aufatmen beim Stab der 29. ID (mot.). Aber mit gepumptem Benzin war das Problem nicht gelöst. Eines war klar: Solange die Nachschubwege der mot.- und Panzerdivisionen gefährdet waren, es immer wieder zu verhängnisvollen Überfällen der Russen im rückwärtigen Gebiet kam, die selbstverständlich genau wußten, wo die Nervenstränge der deutschen Divisionen blank lagen, konnten die gestellten Aufgaben nicht oder nur mangelhaft erfüllt werden.

Was die 29. ID (mot.) betraf, kam noch der Umstand hinzu, daß die im Forst eingeschlossenen russischen Verbände gerade jetzt massierte Ausbruchsversuche unternahmen. Sogar Panzer setzten sie ein. Kavallerie durchbrach mit selbstmörderischem Mut die schwachen deutschen Sicherungslinien.

Da riß dem Ia der 29. ID (mot.) der Geduldsfaden.

»Herr General«, wandte sich Oberstleutnant Franz, inzwischen zu diesem Dienstgrad befördert, »so geht das nicht weiter. Wir müssen den Russen die Basis für ihre Ausbruchsversuche entziehen und sie im Wald aufstöbern. Bis die Fußdivisionen heran sind, können noch Tage vergehen.«

Generalmajor von Boltenstern stimmte seinem Ia zu. Das Übel mußte an der Wurzel gepackt werden.

»Ihr Vorschlag?«

»Herr General, ich schlage vor, wir bilden eine Kampfgruppe. Zwei Bataillone des IR 71, eine Artillerieabteilung, eine Kompanie Heerespioniere und die uns unterstellten

Panzerjäger der 10. PD. Wir bilden zwei Stoßkeile mit dem Schwerpunkt Zelwianka-Abschnitt.«

Von Boltenstern war mit dem Plan einverstanden. Zum Führer der Kampfgruppe wurde der erfahrene Kommandeur des IR 71, Oberst Thomas, bestimmt.

Ein bis ins Detail ausgetüftelter Angriffsplan wurde erstellt und die Armee von dem geplanten Unternehmen verständigt. Die Armee signalisierte volle Zustimmung. Sie informierte darüber hinaus die 29. ID (mot.), daß Nahaufklärer im Planquadrat 45b größere russische Truppenansammlungen festgestellt hatten, darunter auch ein gut getarntes Sammelager mit Kommandofunktion.

»He 111-Verbände werden noch im Verlauf des Tages die feindlichen Truppenmassierungen bombardieren«, ließ der Stabschef der Armee Oberstleutnant Franz wissen.

Beim Stab der 29. ID (mot.) herrschte Zuversicht. Was konnte jetzt eigentlich noch schiefgehen? Die eigene Kampfgruppe war stark genug, den Bären in seiner Höhle aufzustöbern und zu stellen. So dachte jedenfalls der Ia der 29. ID (mot.)...

*

Bei der »Kampfgruppe Thomas« kamen Stab, Funker und Melder nicht mehr zur Ruhe. Die Vorbereitung für den Angriff lief auf vollen Touren. Eine Lagebesprechung jagte die andere. Die letzten Ic-Meldungen des Korps wurden ausgewertet, brachten aber keine neuen Erkenntnisse.

Oberst Thomas besuchte die Einheiten und stellte dabei fest, daß die Moral der Truppe nicht besser sein konnte. Die meisten hatten es satt, »Kesselwache« zu spielen, Tag und Nacht die Waldränder zu kontrollieren. Der Infanterieeinsatz ging ihnen längst auf die Nerven. Sie ahnten zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht, was ihnen an Strapazen bevorstand, was es

bedeutete, einen gnadenlosen Waldkampf zu führen.

Zur Überraschung aller fuhr der Divisionskommandeur den Angriff mit. Das begeisterte, machte Mut und hob das Ansehen des Generals. Für Boltenstern war der persönliche Einsatz eine Selbstverständlichkeit. Als Schüler Guderians handelte er, wann immer das möglich war, nach dem Leitsatz: »Geführt wird vorne!«

Die anfängliche Angriffseuphorie verflog indessen rasch. Die Männer der Kampfgruppe waren bisher nie gezwungen gewesen, in einem Urwald kämpfen zu müssen. Jetzt erlebten sie alle Beschwernisse, die auch den im Forst fechtenden Infanterieregimentern auferlegt waren.

Von einem schnellen Vorstoß konnte schon bald keine Rede mehr sein. Es ging nur schrittweise voran. Der Kampf mit der Natur forderte den letzten Einsatz an Kraft und Durchhaltevermögen.

Und die Russen? Sie stellten sich nicht. Kein Widerstand. Keine Waldsperrn. Keine Minenfelder!

Oberst Thomas, der jede Minute damit rechnete, die Funkmeldung »Sind auf Feind gestoßen« zu erhalten, wurde von Stunde zu Stunde nervöser.

»Verstehen Sie das, Dirr?« wandte er sich an seinen Adjutanten. »Wir marschieren, marschieren, ohne daß wir auch nur einen Russen zu Gesicht bekommen.«

Auch General von Boltenstern wurde nervös. »Was geht da vor sich?« fragte er seinen 1. Unverwandt den Blick auf die Karte gerichtet, fügte er, wie im Selbstgespräch hinzu:

»Und ich hätte schwören mögen, daß es im Forst von Russen nur so wimmelt.«

»Es könnte sein, daß sich die Russen erst am Zelwianka-Abschnitt stellen«, mutmaßte Oberstleutnant Franz.

Freilich, noch war nicht aller Tage Abend und die Kampfgruppe erst fünf Stunden unterwegs.

Die Zeit verstrich. Die neuesten Funkmeldungen lauteten

weiterhin: »Keine Feindberührung.«

Die Nervosität stieg von Minute zu Minute. Zu allem Überfluß kamen laufend Anfragen der Armee, die wissen wollte, wie der Angriff verlaufe.

Die Kampfgruppe hatte genau elf Kilometer zurückgelegt. Da – Motorengeräusche aus der Luft.

»Fliegeralarm!«

Schickte der Russe anstelle seiner Infanterie etwa seine IL 2, jene gefürchteten und gepanzerten Schlachtflugzeuge, die nicht nur über eine starke Bewaffnung verfügten, sondern auch Bomben mittleren Kalibers transportieren konnten?

Hunderte von Augenpaaren suchten den diesigen Sommerhimmel ab, soweit durch die Bäume hindurch überhaupt eine Beobachtung möglich war.

Das Motorengeräusch wurde immer stärker, schwoll zu einem sonoren Dröhnen an.

Und da erschienen die Flugzeuge am Himmel, kreisten wie Habichte über dem Forst. Plötzlich Schreie: »He 111. Das sind unsere!«

Es waren aber keine Freuden- sondern Entsetzensschreie, denn fünf Maschinen näherten sich im Tiefflug der Kampfgruppe.

»Fliegertücher raus!«

»Leuchtraketen weiß raus!«

Zu spät! Zu spät!

Die He 111 klinkten ihre Bomben aus.

»Volle Deckung!«

Die Bomben pfiffen, heulten herab. Dann krachende Einschläge. Haushohe Dreckfontänen. Bäume wurden entwurzelt. Sträucher durch die Luft gewirbelt. Wutschreie der Grenadiere, die im Heulen der Motoren und im Bersten der explodierenden Bomben untergingen.

Erst beim zweiten Anflug merkten die Piloten, daß sie das falsche Objekt bombardierten. Sie drehten ab, wackelten mit

den Tragflächen, als wollten sie sagen: »War nur ein Versehen, Kameraden, hoffentlich ist nichts passiert.«

Wenige Minuten später erzitterte erneut die Erde, rauschten wieder Bomben. Diesmal hatten sie vermutlich das richtige Ziel getroffen.

Zum Glück hatte das Bombardement wirklich keinen Schaden angerichtet, es hatte nicht einmal Verwundete gegeben.

Den Grenadieren saß dennoch der Schreck eine ganze Weile in den Gliedern. Dieser Luftangriff hätte bei etwas weniger Glück katastrophale Folgen haben können.

Es ging weiter. Unermüdlich arbeitete sich die Kampfgruppe in zwei getrennten Angriffskeilen nach Westen, in Richtung Zelwianka-Abschnitt vor.

»Nur noch vier Kilometer bis zur Ortschaft«, meldete Oberst Thomas dem General.

»Dann werden wir ja vermutlich bald auf Widerstand stoßen«, antwortete von Boltenstern.

»Wer ist vorderste Spitze?«

»Das Bataillon Liebig, Herr General.«

»Letzte Funkmeldung?«

»Bisher noch immer keine Feindberührung.«

Oberst Thomas hatte kaum ausgesprochen, als rasendes MG-Feuer einsetzte. Sekunden später ploppten Granatwerfer, waren die Abschüsse von Artillerie zu hören.

»Das ist beim Bataillon Liebig«, stellte Oberst Thomas fest. Ein rascher Blick auf die Karte. »Liebig hat wahrscheinlich den Sumpfstreifen vor Zelwianka erreicht.«

Genauso war es. Die Spitzenkompanie des Oberleutnants Bobe hatte gerade gegen den Sumpf vorgefühlt, da ging es los. Oberst Thomas lag mit seiner Vermutung richtig.

Das feindliche MG-Feuer kam aus gut getarnten Feldstellungen hinter dem Sumpf. Zwei Maxim-Gewehre zwangen die ausgeschwärzte Kompanie in Deckung. Dann

kamen noch zwei weitere MG hinzu, die flankierend die Kompanie Bobe mit einem Geschoßhagel überschütteten.

»Granatwerfer und Pak nach vorne«, befahl Oberleutnant Bobe und jagte einen Melder zu den Panzerjägern los.

Von jetzt ab überstürzten sich die Ereignisse.

Nicht nur das Bataillon Liebig war auf Feind gestoßen, die ganze Kampfgruppe wurde von den Russen mit MG-Feuer und Artillerie attackiert.

Oberst Jaschin hatte den Zelwianka-Abschnitt in eine feuerspeiende Festung verwandelt. Seine Kampfeinheiten, zwei Bataillone Infanterie, zehn Geschütze Feldartillerie, zwanzig Panzerabwehrgeschütze und drei T 26, warfen sich der »Kampfgruppe Thomas« entgegen. Aber nicht in einem Lineargefecht mit fester Verteidigungsfront.

Was das Bataillon Liebig im Augenblick erlebte, war nur ein Teil des Verteidigungsplanes der Russen. Jaschins Taktik sah vor, daß sich die Deutschen an einem bestimmten Punkt festbeißen sollten: am Sumpfstreifen von Zelwianka.

Noch während Oberst Thomas seine Kampfgruppe umgrupperte – seine Absicht war, den Sumpfstreifen zu umgehen, den Gegner aus der Flanke anzugreifen – schlug der sowjetische Oberst zu. Er hatte zahlreiche Kampftrupps im Wald versteckt, die auf ein Raketensignal warteten, um loszuschlagen.

Das Signal kam. Drei Leuchtzeichen!

Jetzt brach die Hölle los. Von allen Seiten wurde die deutsche Kampfgruppe aus dem Hinterhalt unter Beschuß genommen. Scharfschützen, die auf Bäumen saßen, suchten ihre Opfer und fanden sie auch.

Nach knapp einer halben Stunde Feuerwechsel war das Bataillon Liebig von der übrigen Kampfgruppe abgeschnitten. Russen, in Bataillonsstärke, brachen plötzlich aus dem Wald hervor, überrannten die dritte Kompanie des Hauptmanns Karg, stürzten sich mit »Urrä«-Geschrei und aufgepflanztem

Bajonett auf die verdutzten Grenadiere.

Es war der blutigste Nahkampf, den die Männer der 29. ID (mot.) bisher erlebt hatten. Gnadenlos hieben, stachen, schossen Russen und Deutsche aufeinander ein. Der Wald hallte wider vom Lärm der Waffen und dem Geschrei der kämpfenden Soldaten.

Dann der Schock. Russische Panzer brachen aus den Waldschneisen hervor und drohten der Kampfgruppe in den Rücken zu fallen. Panik erfaßte die Deutschen. Von allen Seiten unter Feuer genommen und jetzt auch noch Panzer!

Es war Oberstleutnant Franz, der die Nerven behielt. In Windeseile raffte er an Panzerabwehrgeschützen zusammen, was nur greifbar war. In kürzester Zeit baute der Ia der 29. ID (mot.) eine Pak-Sperre auf, einen für die T 26 unüberwindlichen Riegel, der aus 5-cm-Geschützen bestand.

Der Panzerangriff konnte nach halbstündigem Gefecht zurückgeschlagen werden. Vier T 26 brannten, zwei weitere wurden von Panzernahkampftruppen erledigt.

Dennoch: Ganze zwei Tage und Nächte dauerten die Gefechte im Zelwianka-Abschnitt, bis Oberst Thomas Herr der Lage war. In entschlossen geführten Gegenangriffen wurden Oberst Jaschins Truppen in die Flucht geschlagen, niedergekämpft oder gefangengenommen.

Mittlerweile hatten endlich auch die zurückhängenden Fußdivisionen aufgeschlossen, um die hart kämpfende 78. Infanteriedivision zu entlasten.

Bei einem dieser Entlastungsangriffe wurde ein sowjetisches Sammellager entdeckt, in dem die Russen zweiundsechzig Deutsche gefangen hielten. Es handelte sich bei diesen Gefangenen fast ausschließlich um Angehörige des Nachschubdienstes, Opfer der zahllosen Überfälle.

Unter den Gefangenen, die befreit werden konnten, befanden sich auch der Gefreite Linsenmeier sowie der Oberschütze Tinnies.

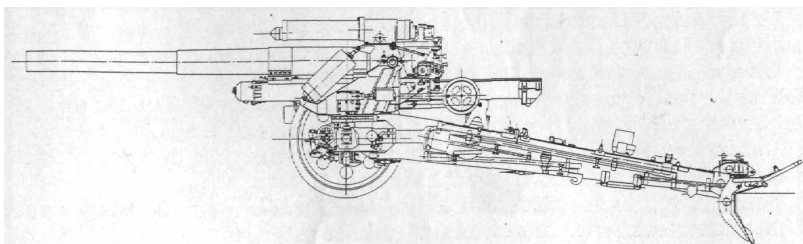
Oberst Jaschin, dessen Widerstand im Heeresbericht des sowjetischen Oberkommandos lobend erwähnt wurde, fiel an einer Baumsperre, die er, zusammen mit drei anderen Offizieren, verteidigt hatte.

Der schwere und für beide Seiten verlustreiche Kampf um den Bialowiezer Forst hatte sein Ende gefunden.

Schon zwei Tage später rollte die 29. ID (mot.) nach Norden, neuen Schlachten und einer ungewissen Zukunft entgegen.

ENDE

Schwere Feldhaubitze 18



Mit der Entwicklung dieses Geschützes wurde schon Ende der 20er Jahre und somit noch vor der Einführung der Wehrmacht im Jahre 1935 begonnen. Die Rohre stammten von der Firma Krupp, und die Lafetten wurden von Rheinmetall geliefert. Mit der sFH 18 war ein damals modernes Artillerie-Kampfmittel entstanden, dessen Schußweite bei einer Rohrlänge von rd. 4,4m 13.300 Meter betrug. Die Haubitze besaß eine Spreitzlafette, die eine Dreipunktauflage und einen großen Seitenrichtbereich ermöglichte. 1934 kamen Kanonen dieser Art zu den IV. Abteilungen der mittlerweile neu aufgestellten Artillerie-Regimenter. Wegen des beträchtlichen Gewichts von 5,5t in Feuerstellung wurde das Geschütz in gespanntem Transport in zwei Lasten gefahren, verladen auf einen Rohr- und einen Lafettenwagen. Von Zugmaschinen fortbewegt, konnte auf eine Lastenteilung naturgemäß verzichtet werden. Im Einsatz war die sFH 18 eine Schwerpunktwaaffe der Heeres-Divisionen.

(Quellennachweis: »Waffen-Arsenal« – »Deutsche Schwere Feldhaubitzen«, Podzun-Pallas-Verlag, 6360 Friedberg 3.)

H. B.

Technische Daten

Rohrlänge:	4,44 m
Geschoßgewicht:	rd.50 kg
Kaliber:	15 cm
Größe V_0 :	520 m/sek
Zahl der Ladungen:	acht
Gewicht in Feuerstellung:	5512kg
Schuß/min:	vier
Lebensdauer eines Rohres:	25.000 Schuß
Richtfeld:	Seite 60°, Höhe: 0 bis + 45°
Fertigungszeit:	rd. 9 Monate, 5.500 Arbeitsstunden
Herstellungspreis:	rd. 40.000 Reichsmark

Deutsche Geschütze



Schwere Feldhaubitze 18